

TagesWoche

N° 34

Freitag, 07.09.2018

CHF 5.-

EINGESPERRT

Hinter Gittern / S. 6

Kaum ein Kanton verhängt so viele Haftstrafen wie Basel-Stadt. Und nicht nur Verbrecher sitzen im Gefängnis.

ANZEIGE

**Theater
heute**

Theater des Jahres 2018

SAISONSTART 2018/2019

DO 13. SEPTEMBER 2018, GROSSE BÜHNE
KÖNIG ARTHUR
Semi-Oper von Henry Purcell und John Dryden
in einer Neudichtung von Ewald Palmethofer
Eine Produktion von Ballett, Oper und Schauspiel
Musikalische Leitung: Christopher Moulds
Inszenierung: Stephan Kimmig

FR 14. SEPTEMBER 2018, SCHAUSPIELHAUS
**TARTUFFE ODER DAS SCHWEIN
DER WEISEN**
Schauspiel von Peter Licht nach Molière
Inszenierung: Claudia Bauer

billettkasse@theater-basel.ch
Tel. +41 (0)61 295 11 33

**THEATER
BASEL**

TagesWoche
Journalismus für Basel

Textschärfer.

Hannes Nüsseler, Produzent



Tamara Funicello / S. 26

FOTO: FRANZISKA ROTHENBÜHLER



Nicht zum ersten Mal bricht über die Juso-Präsidentin eine Welle des Hasses herein. Sie will aber nicht auf den Mund sitzen und schon gar nicht eine Opferrolle spielen.

Ernährung / S. 30

FOTO: H.-J. WALTER



Viele Ziele der Fair-Food-Initiative erfüllt der Birsmatthof schon lange.

«Rhybadhüsli» / S. 37

FOTO: H.J. WALTER



Jeder Sonnenstrahl zählt. Warum die letzten warmen Tage die schönsten sind.

Fabienne Peter
Bildstoff
Bestattungen
Knackeboul
Kinoprogramm
Zeitmaschine
Wochenendlich
Kreuzworträtsel
Impressum

S. 4
S. 20
S. 22
S. 23
S. 34
S. 36
S. 37
S. 38
S. 38

170 Jahre Bundesverfassung / S. 24

Am 12. September jährt sich die Geburtsstunde der modernen Schweiz. Georg Kreis erklärt, warum dennoch am 1. August der Nationalfeiertag begangen wird.



Renato Beck
Co-Leiter
Redaktion

Unsinniger Haftkult

Die wichtigste Erkenntnis, wenn man sich mit der Schweizer Haftpolitik beschäftigt, ist diese: Es gibt keinen Fortschritt. Jedenfalls keinen, der auf Erfahrung beruht. Alle paar Jahre wechseln die Direktiven. Derzeit feiert der Glaube ans Gefängnis Hochkonjunktur. Das gilt insbesondere für Basel-Stadt, das dank der Staatsanwaltschaft jährlich Hunderte Menschen bürokratisch effizient und teilweise unter Missachtung fundamentaler Anhörungsrechte hinter Gitter schickt.

Noch vor zehn Jahren hörte die Politik auf Experten wie den früheren Strafrechtsprofessor Franz Riklin und band die Justiz zurück. «Kurze Freiheitsstrafen sind die primitivsten und kostspieligsten aller Sanktionen», stellte Riklin 2009 fest. Die meisten Studien stellen die Wirksamkeit solcher Strafen bezüglich Resozialisierung und Rückfallhäufigkeit stark infrage. Dennoch drehte die Debatte bald nach Riklins Aussage in die andere Richtung, und aktuell ist der angebliche Wunsch der Gesellschaft nach harten Strafen das Mass allen Handelns.

Dass für diesen Trend in Basel vor allem Staatsanwälte verantwortlich sind, ist zusätzlich problematisch: Ermittler sollten nicht zugleich Richter sein, jedenfalls nicht, wenn sie Menschen ins Gefängnis schicken und dadurch ihres Jobs und sozialen Umfelds berauben.

Der Hang zur Haft zeigt sich auch in der Asylpolitik. Dass Menschen, die nicht bleiben dürfen, ins Gefängnis gehören, gilt als selbstverständlich. Dabei existiert keine rechtliche Notwendigkeit, abgewiesene Flüchtlinge in Haft zu nehmen. Der einzige Grund, ihnen die Freiheit zu entziehen, besteht darin, der Gefahr des Untertauchens entgegenzuwirken. Dafür braucht es keine Zellen und Isolationskammern wie im Basler Bässlergut. Kein Haftregime, wie es für Schwerverbrecher angemessen erscheint, und das entsprechend von der Nationalen Kommission zur Verhütung von Folter kritisiert wird.

Eine Debatte über den Haftkult ist dringend notwendig. Er kostet viel, macht die Gesellschaft nicht sicherer und stellt letztlich die Legitimität unseres Rechtssystems infrage. Ein Rechtsstaat, der sich passend zum Wind ausrichtet, verliert sein Fundament: die Überzeugung, dass nach bestem Wissen und Gewissen geurteilt wird. ×

Fabienne Peter

von Daniel Faulhaber

Ihre Geschlechtsangleichung brachte Fabienne Peter nicht davon ab, Eishockeyspielen zu wollen. Heute tut sie das beim Frauenteam des EHC Basel.

Fabienne Peter ist überrascht, als sie von der TagesWoche um ein Gespräch gebeten wird. Eigentlich hatte sie nur in aller Kürze eine Nachricht überbringen wollen, eine gute Nachricht: Ab sofort sind Transfrauen in allen Schweizer Eishockeyligen spielberechtigt.

Peter liebte Eishockey bereits, als ihr Vorname noch mit einem C begann. Heute hängt das C an einer Goldkette um ihren Hals. Sie trägt den Namen der Frau, die sie seit ihrer Geschlechtsangleichung auch auf dem Papier ist: Fabienne Peter, die erste offizielle Transfrau im Schweizer Eishockey.

Mit 30 durchlebte sie eine «zweite Pubertät». Sie erzählt, dass ihr der körperliche Prozess relativ leicht gefallen sei, Geschlecht und innere Identität anzugleichen. Dass sie gleichzeitig spürte, wie die Hormone ihr die Kraft aus den Armen nahmen. Dass sie trotzdem weiter Eishockey spielen will. Dass sie mit der Unterstützung eines früheren Trainers beim Schweizer Dachverband SIHF vorsprach, er möge das Reglement anpassen. Und dass dieser der Bitte entsprach und Transfrauen heute Eishockey spielen können.

«Hier zeigen sich die Region Basel sowie der Eishockey-Sport als weltoffen gegenüber neuen Herausforderungen», schreibt sie an die TagesWoche. Zwischen 0,3 und 3 Prozent der Schweizer Bevölkerung, schätzt das Transgender Network Schweiz, leben mit einem biologischen Geschlecht, das nicht der inneren Identität entspricht. Viele im Glauben, mit ihrer Situation alleine zu sein.

Vorbild sein – eine schwierige Rolle

Jetzt sitzt Peter an einem Tisch, die blonden Locken zurückgebunden, zwei Perlmutterstecker im Ohr. Sie hat Berichte über Transmenschen aus Zeitungen ausgeschnitten, fein säuberlich gesammelt und dabei gemerkt: «Gerade im Sport scheint es in der Schweiz keine transidentitären Vorbilder zu geben.» Peter ist im Baselbiet aufgewachsen, und was ihr in den Medien nicht begegnet ist, fehlte in der Dorfgemeinde erst recht: Menschen, die wie sie bei der Geburt als Mann identifiziert wurden, aber spüren, dass sie eigentlich Frauen sind.



Mit der Geschlechtsangleichung nahm die Kraft in den Armen ab, Fabienne Peters Liebe zum Eishockey blieb. FOTO: H.-J. WALTER

Peter spielte Eis- und Inlinehockey. Als Jugendliche merkte sie, dass sie in der falschen Garderobe sass, mit den falschen Mitspielern. «Das war einfach so ein Gefühl», sagt sie, «für mich stimmte da etwas nicht.» Der innere Zwist hielt an. «Aber ich habe geglaubt, meinen Platz schon zu finden, wenn ich mir nur fest genug Mühe gebe», erzählt Peter. «Ich hoffte, dieses andere Gefühl unwichtig werden zu lassen, indem ich noch einen und noch einen Schritt in Richtung eines typisch männlichen Lebensentwurfs machte.»

Mit 21 Jahren tritt sie in die freiwillige Feuerwehr ein, mit 22 kommt sie mit ihrer Freundin zusammen. Als Studium wählt sie Ingenieurwissenschaften. «In mir drin ist die Diskrepanz geblieben. Also hab ich im Sport Vollgas gegeben, um mich abzu-

lenken.» Mit 28 Jahren heiratet Peter ihre Freundin.

Irgendwann Ende zwanzig, entscheidet sie sich «das anzugehen». Ihre Frau wusste da schon lange über ihren Wunsch Bescheid. Im Umfeld holt Peter dies Schritt für Schritt nach. Bei der Feuerwehr zum Beispiel. «Der Kommandant sagte am Anfang einer Übung zur Mannschaft: «Herhören, es gibt News.» Ich habe dann gesagt, wie die Situation ist und was sich für mich und für sie ändert. Im Prinzip nicht viel. Name und Anrede, das ist alles.»

Von da an hatte die Feuerwehr eben eine siebte Frau in der Mannschaft, «das wars». Keine Sprüche, kein scheeler Blick. Peter sagt: «Diese Entscheidung nimmt mir eine grosse Last ab. Ich muss mich nicht mehr verstecken.»

Fabienne Peter erzählt das alles mit Bedacht. Sie will sich sicher sein, richtig verstanden zu werden. Sie stellt klar, dass sie kein Opfer ist, dem das Schicksal bei der Geburt vor die Füsse gespuckt hat. Sie stellt klar, dass sie von ihrer Familie, von der Dorfgemeinschaft, bei der Feuerwehr und nicht zuletzt von ihren Teamkolleginnen beim EHC Basel mit grossem Respekt und Selbstverständlichkeit akzeptiert wird. Mit ihrer Frau lebt sie weiterhin glücklich zusammen.

Kann das nicht für alle so sein, die sich in einer ähnlichen Situation befinden wie sie? Fabienne Peter wünscht sich genau das. Dass sie sich furchtlos und selbstverständlich fragen können: Wer bin ich wirklich? Wie will ich leben? Für Peter ist das klar: Sie will ein Vorbild sein. ×

Menschen in Ausschaffungshaft erzählen von eintönigen Tagen und abstumpfender Langeweile. Vom Warten auf den Flug, vom Haarschneiden und Trainieren.

WAS BLEIBT, IST DIE OHINMACHT

von **Valentina Kobi**

H Heute habe ich gearbeitet, Pillenschachteln gefaltet.» Das wenige Geld, das er dabei verdient, spare er für seine Rückkehr. Wir sitzen im hellgrün gestrichenen Besuchsraum des Ausschaffungsgefängnisses Bässlergut und ein Insasse, 25 Jahre alt, erzählt mir von seiner Woche. Er habe später noch seinen Pullover aus den Effekten holen lassen. «Es tut gut, Kleider von draussen zu tragen.»

Dunkelblaue Trainerhose, zerknitterter Brief und Urkundenkopie in den ausgeleierten Taschen. Gestreifte Plastiklatschen. Das ist Benjamin Ngozi, er lebt seit fünf Wochen im Bässlergut.*

«Draussen», an einem Freitagnachmittag, die Grenzpolizei auf dem Perron: Am Badischen Bahnhof will Ngozi in einen Zug nach Deutschland umsteigen, wird kontrolliert, festgenommen und nach «drinnen», ins Bässlergut gebracht. Hier leben bis zu dreissig Männer in sogenannter Administrativhaft. Sie wurden wegen unberechtigten Aufenthalts in der Schweiz festgenommen.

Sie haben entweder gar nie Asyl beantragt, das Staatssekretariat für Migration hat ihren Antrag auf Schutz abgelehnt oder sie sind nicht aus der Schweiz ausgereist, obwohl ihnen die Aufenthaltsbewilligung wieder entzogen wurde. Damit haben sie gegen das Ausländerrecht verstossen und müssen jetzt sogenannte Zwangsmassnahmen über sich ergehen lassen: Bis zu 18 Monate sind die Männer eingesperrt, um sicherzustellen, dass sie weder weiterreisen noch untertauchen.

**«In vier Tagen soll ich
abreisen. Ich bin froh.
Endlich werde ich wieder
ein freier Mensch sein.»**

Benjamin Ngozi

Sie hoffen auf eine Entlassung, warten aber eigentlich auf die polizeilich begleitete Rückführung. In einem Gefängnis, obschon ihnen keine Straftat zur Last gelegt wird.

«Draussen» ist für Benjamin Ngozi auch Florenz, wo er zweieinhalb Jahre gelebt und mangels Arbeit auf eine Möglichkeit zur Weiterreise gewartet hat. Wegen des Dublin-Abkommens soll er nun dorthin zurückgeschafft werden; für sein Asylverfahren sind die italienischen Behörden zuständig.

«Sobald ich in Florenz bin, gehe ich zum «Barbiere», sagt er. Es sei unwürdig, dass sich die Inhaftierten nicht richtig rasieren könnten – mit den teuren Einwegrasierern aus dem Gefängniskiosk kriege er das selber nie gut hin. «Ich weiss, ich bin hier im Gefängnis. Wie ein Krimineller will ich aber nicht behandelt werden.»

Ngozi seufzt, schaut lange auf die weisse Tischplatte, sein Blick wirkt leer. Dann zieht er einen Brief hervor, streicht ihn glatt. Zwei Furchen zeichnen das wichtige Dokument, das er wohl seit Erhalt in der Hosentasche mit sich herumgetragen hat. Er schiebt mir das Ausschaffungsschreiben zu. «In vier Tagen soll ich abreisen. Ich bin froh. Endlich werde ich wieder ein freier Mensch sein.» Für Italien hat er zumindest eine befristete Aufenthaltsbewilligung.



Im Gefängnis Bässlergut sitzen
momentan 64 Personen ein.
23 von ihnen in Administrativhaft.

FOTO: ROLAND SCHMID



Die Essenszeiten strukturieren den Gefängnisalltag zwischen Aufstehen und Nachtruhe.

FOTO: ROLAND SCHMID

An der Freiburgerstrasse 48, an einem Dienstagmorgen, an der roten Klingel: Ich melde meinen Besuch an. Überwachungskameras über mir. Das hoch aufragende Stahltor geht auf. Ich aber muss warten. Erst fahren ein Polizeiauto und ein weisser Kastenwagen in die Schleuse. Ich bin angespannt, als die Milchglasscheiben zum Passagiererraum auf meiner Höhe sind. Sitzen da Männer drin, die soeben festgenommen wurden?

Im grünen Raum

Dunkelblaue Jeans, Schliessfachschlüssel und Notizbüchlein in der Hand. Ledersandalen. Das bin ich. Seit letztem Winter besuche ich Menschen in Administrativhaft, die in Basel oftmals keine Angehörigen haben und froh sind um menschlichen Kontakt und Abwechslung im Gefängnisalltag. Aus den Begegnungen im grün gestrichenen Besuchsraum ist diese Reportage entstanden.

«Es geht um Herrn Dings, jä, um Benjamin Ngozi. Er hat Besuch, aber ich finde gerade niemanden, der ihn in den Besuchsraum bringen könnte.» Der Mann am Empfang telefoniert. «Aha, du bist auch schon beschäftigt.» ... «Ach so. Eintritt. Gut.»

Den Hörer zwischen Ohr und Schulter geklemmt, begutachtet der Pförtner meine Identitätskarte, die schriftliche Besuchs anmeldung sowie das Warenabga-

beformular für die Telefonkarte und die frischen Früchte, die ich mitgebracht habe. Mit den Formularen und einer Durchleuchtung der abgegebenen Ware soll sichergestellt werden, dass die detaillierten Mengen- und Sicherheitsrichtlinien eingehalten werden. Alles ist korrekt ausgefüllt, der Pförtner kann aber niemanden finden, der mich kontrolliert. «Warum dieser Personalengpass?», frage ich. Der Pförtner nüchtern: «Vier Neue. Gestern gab es Platz.»

«Die Behörden haben mich um sechs Uhr dreissig geweckt, nackt durchsucht, ich kriegte Fesseln an Händen und Füssen.»

Benjamin Ngozi

Auch Benjamin Ngozi hätte am Vortag ausgeflogen werden sollen. Am Nachmittag rief er mich an – aus dem Bässlergut. Es habe eine Verwechslung gegeben, er verstehe nicht, was los sei. Ob ich ihn bald

besuchen könne. Jetzt ist ein Aufseher da, er winkt mich durch das Drehkreuz und den Metalldetektor. Blättert durch mein Notizbuch, sein Mund verzieht sich – vielleicht zu einem Lächeln –, als er das im Besuchsraum entstandene Gekritzel sieht, dann schaut er mich prüfend an.

Dunkelblaue Cargohose, Handschuhe und Knüppel am Gurt festgezurr. Schwarze, massive Schuhe. Das ist «der Fussballer», wie die Inhaftierten den sportlichen Aufseher nennen. Sein Motorrad mit deutschem Nummernschild steht neben dem Fahrradstand.

Ich folge dem «Fussballer», sein Badge öffnet die Schösser, es summt und klickt, schwer fallen die Metalltüren hinter uns zu. Ngozi steht im Besuchsraum am vergitterten Fenster zum Innenhof. «Gott sei Dank bist du hier», sagt er erleichtert. «Wie geht es dir? Und deinen Eltern?» Als wir am Tisch sitzen, berichtet er von gestern: «Die Behörden haben mich um sechs Uhr dreissig geweckt, nackt durchsucht, ich kriegte Fesseln an Händen und Füssen und wurde dann in den Kastenwagen bugsirt. Es waren noch andere drin, einen hörte ich im Käfig neben mir heftig atmen.»

Dann ging es an den Flughafen. Laut Ngozi aber an den falschen – am EuroAirport sei klar geworden, dass das Flugzeug nach Florenz in Kloten abhebe. Also brachte ihn die Polizei wieder zurück ins

Bässlergut. Ein bürokratischer Fehler oder Unachtsamkeit? Ich bin sprachlos. Er, der gerne wieder in Italien und frei wäre, lacht trocken: «Was wohl der Chef dazu gesagt hat?»

Kaum einer schläft gut hier

Im Besuchsraum, wieder ein Dienstagmorgen, ich höre Männerstimmen von draussen: «Passe-moi!» ... «Hier, zu mir, hier!» ... «Jalla, jalla.» Die Rufe vermischen sich mit dem Geräusch schneller Schritte und Sprünge – Inhaftierte kicken einen Schaumstoffball durch den nur wenige Quadratmeter grossen Innenhof. Es ist neun Uhr. Seit zwei Stunden sind die Zellen geöffnet. Viele der Männer sind schon früher wach oder überhaupt erst früh morgens eingeschlafen und jetzt übermüdet. Kaum einer hier schläft gut, die Nächte hinter verschlossenen Türen sind lang und unruhig.

«Rein gar nichts habe ich hier zu tun. Es ist brutal langweilig. Nichts ausser Fernsehen, im Hof Rumlatschen und Rauchen.»

Ahmad Saïb

Zwischen sieben und siebzehn Uhr dürfen sich die Inhaftierten ausserhalb der Zellen aufhalten. Ab und zu kommen Angehörige, Befreundete oder freiwillig Engagierte zu Besuch; wochentags jeweils von acht bis zehn Uhr – ausser mittwochs, da sind Behördetermine und Gerichtsverhandlungen – und samstags von vierzehn bis sechzehn Uhr.

Dunkelblaue Shorts, Silberkettchen um den Hals und Schirmmütze auf dem Kopf. Gestreifte Plastikklatschen. Das ist Ahmad Saïb, er lebt seit mehr als fünf Monaten hier.*

Ahmad Saïb lässt sich mir gegenüber auf den Stuhl fallen, die Mütze tief ins Gesicht gezogen. «Müde?», frage ich. «Sie haben mir noch mal drei Monate gegeben.» Der 30-Jährige schweigt. Dann: «Nichts, rein gar nichts habe ich hier zu tun. Es ist brutal langweilig. Nichts ausser Fernsehen, im Hof Rumlatschen und Rauchen.» Ob er noch Sport mache? Manchmal. Mit Karim Hossein*, einem ziemlich Jungen, der sei ehrgeizig am Trainieren. «Wenn es regnet, hängen wir in den Gängen herum.» Der Aufenthaltsraum taue nicht viel und sei eng. Wer dort Tischfussball spiele, stosse sich schon fast die Schulter am Bücherregal. «Und die Telefonkabine ist dann dauernd belegt.»

Saïb klopft sich mit der flachen Hand aufs Herz, nestelt an seiner Halskette. «Valentina, gibt es eigentlich Menschenrechte in diesem Land?» Wir schauen uns

an. Im Hof Turnschuhquietschen, dann Gejohle. «Hat wohl ein Tor gegeben», murmelt er. «Ach. Bevor ichs vergesse.» Er drückt mir einen kleinen angerissenen Zettel mit einem Namen drauf in die Hand. Anders als etwa im Ausschaffungsgefängnis am Zürcher Flughafen können die Inhaftierten im Bässlergut nicht auf offiziellem Weg Besuch von Menschen wie mir beantragen. Die Freiwilligen müssen das tun – Namen erhalten sie von Gefangenen, mit denen bereits ein Kontakt besteht. «Karim würde Besuch auch mal gut tun. Inshallah.»

Ausschaffung in ein fremdes Land

Am Tisch neben dem Gummibaum, an einem Samstagnachmittag, die Familie über Dokumente gebeugt: Vidushan Nadarajan* fährt mit dem Finger Briefzeilen entlang und versucht, seinen Eltern das Unfassbare zu erklären. Nadarajan ist in der Schweiz geboren und aufgewachsen. «Der ist bloss ein paar Jahre älter als ich. Und am Montag ist sein Flug», sagt Hossein, der mir gegenüber sitzt und bemerkt, dass ich kurz die Situation am Nebentisch beobachtet habe.

Dunkelblaue Trainerhose, Siegelring an der einen, langgezogene Narbe an der anderen Hand. Neonfarbene Turnschuhe. Das ist Karim Hossein. Erschlägt sich seit Jahren in Auffangzentren, Heimen und Jugendstrafanstalten durch.*

Kaum haben wir uns gesetzt, gibt er mir seine Route durch: «Von Marokko über Italien nach Como und Basel, vor ein paar Jahren dann weiter nach Marseille.»

Vor zwei Wochen – er hatte sich in Südfrankreich ein einigermaßen stabiles Leben aufgebaut – wird er im Ausgang kontrolliert und festgenommen. Er ist zerknirscht: «Die Polizei hatte bisher nie bemerkt, dass ich einen falschen Pass habe. Diesmal hat es mich aber erwischt.» Wegen der vor Jahren in Chiasso erfassten Fingerabdrücke schaffen ihn die französischen Behörden in die Schweiz zurück.

«Einmal pro Monat wird ein Rasierer ausgehändigt. Dann stehen alle bei dem an, der am besten Haare schneiden kann.»

Ahmad Saïb

«Was gefällt dir an Marseille besonders gut?», frage ich und erzähle von meinem längeren Aufenthalt dort. Hosseins Gesichtszüge entspannen sich langsam. Wir reden über das Quartier Bassens mit seinen Wohnblöcken und Halal-Metzgereien. Über das Mittelmeer, das ihm hier in der Schweiz schon jetzt fehlt, und das «Lustige Taschenbuch», das eine langjährige Bekannte ihm letzte Woche mitgebracht hat. Baseldeutsch spreche er deutlich besser als Hochdeutsch, sagt er verlegen. «Ich war ja auch lange weg.» Aber

Administrativhaft und Ausschaffung

Schweizweit gibt es 400 Plätze für Administrativhaft, wobei in den nächsten vier Jahren bis zu 320 zusätzliche Haftplätze errichtet werden sollen. Jährlich werden zwischen 3724 (2017) und 7540 (2011) Menschen festgenommen. Sie verbringen bis zu 18 Monaten in Administrativhaft. 2017 wurden 3021 Menschen zurückgeschafft und 395 aus der Haft entlassen.

Die verordnete Rückführung erfolgt meist per Linienflug. Wird die Reise am Flughafen vehement verweigert, kommt die Person wieder in Administrativhaft. Beim nächsten Flug werden drastischere Massnahmen ergriffen. Es gibt vier Levels, beim vierten wird die auszuschaffende Person auf einen Rollstuhl gefesselt und mit einem Helm versehen, sodass es ihr unmöglich ist, sich physisch der Ausschaffung zu widersetzen.

Im Gefängnis Bässlergut sind momentan 64 Personen inhaftiert, davon 41 Personen im Strafvollzug und 23 in Administrativhaft.

Die Beratungsstelle für Asylsuchende der Region Basel (BAS) und das Solinetz (solinetzbasel.ch) beraten die Männer in Administrativhaft rechtlich und unterstützen sie finanziell.

Im Gefängnis Waaghof sind die Frauen untergebracht, die mit Administrativhaft belegt sind. Derzeit ist keine Frau inhaftiert.

Wenn Menschen aus Administrativhaft freikommen, leben sie meist vorerst ohne Papiere, können sich aber bei der Sozialhilfe für Nothilfe einschreiben und haben eine wöchentliche Meldepflicht. Da ihr Asylgesuch abgelehnt wurde und sie als Sans-Papiers leben müssen, bleibt ihnen als einzige Perspektive ein Härtefallgesuch. Dafür müssen sie allerdings ihre Identität offenlegen, was grosse Risiken mit sich bringt.

er komme vorwärts – schon drei Viertel des Comics habe er gelesen.

Dann sind wir einen Moment lang still, es ist ruhig geworden im Besuchsraum, bald ist 16 Uhr. Nur wir beide und Vidushan Nadarajan mit seinen Eltern sind noch hier. Die Mutter versucht noch immer – den Blick auf den Unterlagen – zu verstehen, was passieren wird, der Vater hingegen starrt am jungen Mann vorbei. Tränen glänzen in seinen Augen.

Vidushan werde sich sicher weigern, ins Flugzeug einzusteigen, nicht aufgeben und wenn es sein müsse, noch mal ins Bässlergut zurückkommen, sagt Karim Hossein mit gedämpfter Stimme. Oder über Dubai, Ankara und den Balkan zurück in die Schweiz kommen und sich sonst wie durchschlagen. «Weisst du, Vidu ist ein guter Typ, auch wenn er hier ein bisschen Scheiss gebaut hat. Aber der ist in der Schweiz zu Hause, hat nie in Sri Lanka gelebt. Und jetzt wollen sie ihn dahin zurückschicken?»

Im «Bunker»

Neben dem Spionspiegel, diesmal an einem Freitagmorgen, ich mitten im Raum. Ahmad Saïb, der bei den vorherigen Besuchen immer eine Schirmmütze getragen hat, betritt den Raum, kahlrasiert. «Mais, c'est bien comme ça, ouais?», besser als vorher, oder?, fragt Ahmad und streicht sich über den Kopf. «An einem Samstag pro Monat wird ein Rasierer ausgehändigt und dann bildet sich prompt eine lange Schlange zur Zelle von jenem, der am besten Haare schneiden kann», beschreibt Saïb die Aufregung von letztem Samstag und lacht. Wie die Stimmung auf der Station sonst so sei, frage ich. «Beschissen. Karim und ich hatten eine kleine Auseinandersetzung.» Eine Schlägerei? «So in etwa. Wir waren beide im «Bunker», Karim ist immer noch drin.»

Anders als im Justizvollzug fehlen soziale Angebote in der Administrativhaft gänzlich.

Deshalb darf ich Karim Hossein also diese Woche nicht treffen. Am Empfang hat man mir diese Information «aus Datenschutzgründen» vorenthalten. Ob Hossein noch da sei, wollte ich wissen. Auch dazu keine Auskunft. Wenn ich wolle, könne ich das Migrationsamt anrufen und dort nachfragen.

Weiss gestrichenes Mobiliar, an einem Tag von zu vielen, ein junger Mann in Isolation: Karim Hossein hämmert an die Tür, schreit und ruft. Die zehn gesetzlich erlaubten Tage lang. Der junge Mann protestiert gegen die Isolationshaft. «Kaum zurück auf der Station, hat er einen Fernseher zertrümmert», berichtet Saïb bei

meinem nächsten Besuch. Hossein lebt wochenlang abwechselnd im «Bunker» und unter «verschärften Haftbedingungen» in einer Einzelzelle. Besuche sind durchgehend verboten.

Saïb sucht das Gespräch mit ihm, als er für kurze Zeit zurück auf der Station ist. Aber «der ist gerade ganz woanders», bemerkt er. Mehr als einen Monat lang tobt Hossein. Dann zieht er sich zurück. «Wie ein Zombie oder eine Larve» verhalte er sich, wurde er vielleicht mit Medikamenten «ruhiggestellt»?

Die Mitinhaftierten zeigen sich besorgt. Wir kontaktieren Hosseins Anwältin und appellieren an die gesundheitlichen Dienste des Gefängnisses. Nach einem kurzen Aufenthalt in den Universitären Psychiatrischen Kliniken (UPK) – er simuliere und sei nicht kooperativ, so die Einschätzung – ist seine Situation im Bässlergut unverändert.

Laut anderen Inhaftierten ist Hosseins Fall nicht der einzige, in dem die Zusammenarbeit von Gefängnis Bässlergut und medizinischer oder psychiatrischer Versorgung umständlich ist und der Umgang mit den Betroffenen harsch. Wegen sprachlicher oder bürokratischer Barrieren, wegen der Hausregeln oder wegen des Datenschutzes. Besonders für ältere Inhaftierte, die manchmal verschiedene Beschwerden haben, ist das anstrengend, ja demütigend.

Wir kommunizieren unsere Beobachtungen auch an Alberto Achermann von der Nationalen Kommission zur Verhütung von Folter (NKVF), da in ihrem Besuchsbericht von letztem Herbst keine Kritik an der Handhabung der Disziplinarhaft geäussert wird. Die NKVF beanstandet allerdings – wie bereits im Bericht von 2012 – den «klaren Gefängnischarakter» der Abteilung für Ausschaffungshaft. Das deckt sich mit den Erzählungen der Inhaftierten. Anders als im Justizvollzug fehlen soziale Angebote gänzlich, im Bericht sind etwa die mangelhafte Ausstattung der Aufenthaltsräume und die fehlenden Kochgelegenheiten erwähnt.

Menschliches und Unmenschliches

Gefängnisleiter Fabian Henz und der Regierungsrat Basel-Stadt verweisen wie bereits 2012 auf den Erweiterungsbau, der im kommenden Jahr fertiggestellt werden soll. Der alte, im Jahr 2000 in Betrieb genommene Trakt wird dann wieder ausschliesslich für die Administrativhaft genutzt, die Zahl der Haftplätze verdoppelt. Die NKVF empfiehlt, den restlichen freigewordenen Raum zur Weiterentwicklung des Beschäftigungs- und Freizeitangebots zu nutzen. Bis es so weit ist, dauert es sicher noch Monate. Und die sind lang für die Männer, die jetzt inhaftiert sind.

Am Ausgang, an einem Freitagmorgen, die Männer hinter mir hinter Gittern: Es ist Hochsommer und ich gehe hinaus aus dem Gefängnis, in meinen Tag. Ich trete ins Sonnenlicht, das gleissend von den

hoch aufragenden Fensterfronten des Neubaus auf mich zurückgeworfen wird. Von Unmenschlichem wird mir bei den Besuchen erzählt, viel Menschliches erlebe ich im Gespräch. Ich will nicht mehr verstehen, welches Problem unser Staat mit «ausländerrechtlichen Zwangsmassnahmen» zu lösen hofft; Repression wird Fluchtgründe nicht tilgen. Was bleibt, ist die Ohnmacht.

Neuer Bartschnitt, neue Hoffnung

Benjamin Ngozi meldete sich nach seiner Rückführung mehrere Male aus einer florentinischen Telefonkabine, euphorisch. Ja, endlich befreit und wieder bei seinen Freunden untergekommen. Dann per Textnachricht von einer österreichischen Nummer aus, um zu fragen, wie es mir gehe. Was bleibt, ist ein Foto seines neuen Bartschnitts.

Marokko wollte seine Dokumente nicht anerkennen. Jetzt ist Hossein staatenlos und frei, bei zwölf Franken Nothilfe am Tag.

Karim Hossein ging es nach wochenlanger Isolation so schlecht, dass er aufgab und eine Geburtsurkunde beim Migrationsamt einreichte. Marokko wollte seine Dokumente aber nicht anerkennen – das sei nicht er. Da er nun staatenlos ist und somit nicht zurückgeführt werden kann, kam er frei. Was bleibt, sind zwölf Franken Nothilfe pro Tag.

Ahmad Saïb ist noch immer im Bässlergut, hat mir heute wieder von den nahezu senilen Anwandlungen seiner Mitgefangenen erzählt – «Ich höre immer nur «Flugzeug, Flugzeug, Flugzeug», die können an nichts anderes mehr denken» – und wartet darauf, dass auch er im September rausgelassen wird. Was bleibt, sind wenige Stunden pro Woche, in denen wir vermeintlich unbekümmert plaudern. ×

* Die Namen der Inhaftierten sind der Autorin bekannt, wurden zum Schutz der Personen aber geändert.

Valentina Kobi studiert am Institut HyperWerk der Basler Hochschule für Gestaltung und Kunst. Im Zusammenhang mit Silvan Rechsteiners Projekt «Fluchtbesuche» war sie zum ersten Mal im Bässlergut auf Besuch. Seither besucht sie regelmässig Menschen in Ausschaffungshaft. Besonders engagiert ist dort seit Jahren das Solinetz Basel (solinetzbasel.ch), dessen Freiwillige die Inhaftierten rechtlich und finanziell unterstützen sowie politische Arbeit zur Erhaltung der Menschenwürde von Sans-Papiers leisten.



Die Einfahrt wirkt neu, innen ist das Gefängnis Arlesheim veraltet. FOTO: H.-J. WALTER

Hinter Gittern

Schon seit fast zwei Jahren sitzt R. R. in Baselland im Regionalgefängnis. Dabei hätte er längst in eine Vollzugsanstalt überwiesen werden müssen.

Im falschen Gefängnis

von Simon Jäggi

Zwei Wochen vor Verhandlungsbeginn hörte R.R. (Name der Redaktion bekannt) auf zu essen, vier Tage später schnitt er sich an einem Arm die Adern auf. Der gebürtige Algerier war gezeichnet von einem Jahr in Ausschaffungshaft und einem Leben, das aus den Fugen geraten war.

Als der 42-Jährige am 6. Januar 2017 vor dem Strafgericht in Liestal erscheinen musste, konnte er sich kaum auf den Füssen halten. Verhandelt wurden an jenem Morgen Taten, die bereits mehrere Jahre zurücklagen: unerlaubtes Übernachten in einer Asylunterkunft, Aufenthalt ohne gültige Papiere, das Anzünden eines T-Shirts in einer Gefängniszelle. Zugeschaltet war auch R.R.s Schweizer Ex-Frau.

Er hatte sie in seiner Heimat in Algerien geheiratet und war ihr in die Schweiz gefolgt. Die Ehe zerbrach nach einigen Jahren, worauf R.R. seine Aufenthaltsbewilligung verlor.

Klare Vorschriften

Vor dem Strafgericht Baselland wurde R.R. in fünf Punkten schuldig gesprochen: Hausfriedensbruch, Brandstiftung, Widerhandlung gegen das Ausländergesetz, Missbrauch einer Fernmeldeanlage und Ungehorsam gegen amtliche Verfügung. Das Gericht verurteilte ihn zu zwei Jahren Freiheitsstrafe.

22 Monate – so lange befindet sich R.R. nun bereits im Gefängnis. Doch eine eigentliche Vollzugsanstalt, wie gesetzlich vorgeschrieben, hat er bis heute keine gesehen. Seit knapp zwei Jahren verbüsst

er seine Strafe in Bezirksgefängnissen des Kantons Baselland. Die Haftbedingungen verstossen in mehrfacher Hinsicht gegen die bundesrechtlichen Vorgaben über den Strafvollzug.

Sämtliche Gefängnisse im Kanton sind für Untersuchungshaft sowie Kurzstrafen vorgesehen und nicht auf langfristige Aufenthalte ausgelegt. Das völlig veraltete Gefängnis Arlesheim, wo R.R. während mehr als 14 Monaten inhaftiert war, erfüllt selbst die Standards für Untersuchungshaft nicht mehr, wie der Kanton selber Anfang Jahr mitteilte. Die Zellen sind zu klein, es fehlt an Tageslicht, Aufenthaltsräumen und ausreichend frischer Luft.

Das veraltete Gefängnis Arlesheim erfüllt selbst die Standards für Untersuchungshaft nicht, wie der Kanton selber mitteilte.

Vor wenigen Wochen wurde R.R. in das neuere Regionalgefängnis Muttenz transferiert. Auch dieses ist nur für kurze Aufenthalte vorgesehen, so steht es in der kantonalen Verordnung. Auf den Transfer in eine Strafvollzugsanstalt wartet der psychisch stark angeschlagene Algerier weiterhin vergeblich. «Die Strafvollzugsbehörde macht mit mir, was sie will», sagt er. Als Folge der Haftbedingungen klagt er über psychosomatische Schmerzen, Atemprobleme und Panikattacken.

Der Bund macht den Kantonen klare Vorschriften über Haftbedingungen im Strafvollzug. Im Fall von R.R. setzen sich die Behörden im Kanton Baselland über so gut wie all diese Vorschriften hinweg. Drei Beispiele: Laut Strafgesetzbuch müssen die Gefängnisse zusammen mit den Gefangenen einen individuellen Vollzugsplan erstellen. Sie müssen ihnen eine Gelegenheit zur Weiterbildung geben und eine den jeweiligen Fähigkeiten angemessene Arbeit ermöglichen. Alle drei Vorgaben haben die Behörden im Fall von R.R. bis heute nicht erfüllt. Der Gefangene sah nie einen Vollzugsplan, hat keinerlei Möglichkeit für Weiterbildungen und kaum Beschäftigungsmöglichkeiten.

Der Rechtsanwalt Markus Husmann kümmert sich seit wenigen Monaten im Auftrag der Menschenrechtsorganisation Human Rights um den Fall von R.R. Er sagt: «Aus unserer Sicht steht eine Verletzung der vollzugsrechtlichen Bestimmungen sowie der Grund- und Menschenrechte im Raum.»

Der Kanton verletze nicht nur die Vorschriften über die Haftbedingungen, er hätte den Gefangenen richtigerweise auch bereits vor mehreren Monaten entlassen müssen. «Hat ein Verurteilter zwei Drittel seiner Strafe verbüsst, ist er grundsätzlich

bedingt zu entlassen. So steht es im Strafgesetzbuch», sagt Husmann.

In mehreren Gesuchen haben Human Rights und Husmann die Verlegung oder eine sofortige Entlassung gefordert. Ohne Erfolg: Das Amt für Justizvollzug Baselnd hat sämtliche Anträge abgelehnt. R.R. bleibt in kantonaler Haft.

Beim Kanton Baselland ist man sich der rechtswidrigen Situation offenbar nicht bewusst. Gerhard Mann, Leiter Justizvollzug, teilt auf Anfrage mit, R.R. selber habe durch wechselhafte Kooperationsbereitschaft eine Verlegung verhindert. Damit folgt er der Argumentation, mit der seine Behörde die bisherigen Gesuche um eine Verlegung abgelehnt hatte.

Weil er keine Aufenthaltsbewilligung hat, würde R.R. bei seiner Freilassung sofort wieder straffällig.

Die Rechtfertigung der Behörde lautet in verkürzter Fassung so: Die Strafvollzugsanstalten Bostadel (ZG) und Lenzburg (AG) waren nur zu einer Aufnahme von R.R. in der Sicherheitsabteilung bereit. Aufgrund der äusserst langen Wartefristen sei eine Überstellung nicht möglich gewesen. Im April 2017 habe R.R. einer freiwilligen Rückkehr nach Algerien zugestimmt, weshalb der Kanton den Gefangenen wieder von den Wartelisten in Bostadel und Lenzburg abmeldete. Allerdings habe R.R. seine Einwilligung zu einer Ausreise wenig später wieder rückgängig gemacht. Wegen der langen Wartefristen wäre eine erneute Anmeldung in einer Strafvollzugsanstalt zu diesem Zeitpunkt jedoch aussichtslos gewesen, sagt Gerhard Mann.

Auch eine vorzeitige Freilassung sei nicht möglich gewesen, weil der Gefangene aufgrund seiner fehlenden Aufenthaltsbewilligung ab dem Moment der Freilassung sofort wieder straffällig geworden wäre. «Wie Sie sehen, ist Herr R. für seine Lage leider grösstenteils selber verantwortlich.»

Die Anschuldigung, der Kanton verstoße gegen Grund- und Menschenrechte, weist Mann in aller Form zurück, und betont: «Es handelt sich hierbei hinsichtlich der langen Dauer im Regionalgefängnis um einen Einzelfall.»

«Vorgeschobene Argumente»

Der Darstellung des Kantons widerspricht nicht nur der Gefangene selber, auch die Direktionen der Strafvollzugsanstalten Bostadel und Lenzburg tun das. Auf Anfrage teilen die Gefängnisse mit, die Wartefristen für die Sicherheitsabteilung seien deutlich kürzer als für den Normalvollzug. «Die Wartezeiten betragen unter Umständen allenfalls einige wenige Wochen», sagt Marcel Ruf, Leiter der Justiz-

vollzugsanstalt Lenzburg. Es sei äusserst unwahrscheinlich, dass ein Gefangener während mehreren Monaten auf eine Platzierung in der Sicherheitsabteilung warten müsse.

Auch R.R. widerspricht der Darstellung des Kantons Baselland vehement: «Ich habe zu keinem Zeitpunkt einer freiwilligen Reise zugestimmt», sagt er.

Schriftliche Belege kann Gerhard Mann für die Darstellung des Kantons keine vorlegen. Ein Schreiben der Gefängnisse betreffend der Wartezeiten sei nicht vorhanden, einzig ein Brief von R.R. Darin erklärt sich der Gefangene unter bestimmten finanziellen Bedingungen zwar zur Rückreise bereit. Um eine finale Einverständniserklärung zu einer freiwilligen Rückreise handelt es sich dabei allerdings nicht, zumal der Kanton nicht bereit war, auf die Forderungen einzutreten.

«Für mich wirken die Argumente der Vollzugsbehörde vorgeschoben», sagt Rechtsanwalt Markus Husmann. «Der Kanton hätte meinen Mandanten so rasch wie möglich in eine Strafvollzugsanstalt verlegen müssen.» Nach Vollzug von zwei Dritteln der Strafe hätte er entlassen werden müssen. Möglicherweise hätte dann das Migrationsamt beim Gericht Ausschaffungshaft beantragt, denn diese droht ihm aufgrund seiner ungültigen Aufenthaltsbewilligung nach Ende der strafrechtlichen Haftstrafe.

Weshalb der Kanton sich so beharrlich gegen eine Überweisung in eine Strafvollzugsanstalt oder eine Entlassung aus der Strafhaft stemme, sei für ihn nicht nachvollziehbar, sagt Husmann. Gemeinsam mit der Organisation Human Rights denkt er nun über weitere Schritte nach: über ein Staatshaftungsverfahren etwa, bei dem der Kanton unter anderem auf Schadensersatz und Genugtuung verklagt werden kann.

«Der Kanton hätte meinen Mandanten so rasch wie möglich in eine Strafvollzugsanstalt verlegen müssen.»

Markus Husmann, Rechtsanwalt

An der Situation von R.R. wird all das kaum etwas ändern. «Ich hoffe, dass in diesem Kanton in Zukunft kein weiterer Gefangener diese Behandlung erleiden muss», sagt R.R. Für sich selber hat er die Hoffnung aufgegeben. Seine Haftstrafe dauert noch bis zum 6. Oktober 2018. Danach drohen ihm bis zu sechs weitere Monate Haft im Basler Ausschaffungsgefängnis Bässlergut. x

Von 17 Uhr bis 7 Uhr sind die Gefangenen im Bässlergut in ihren Zellen eingeschlossen.



Hinter Gittern

Die Praxis der Staatsanwaltschaft in Basel ist umstritten. Sie spricht so viele Haftstrafen aus wie kaum eine andere.

Warum Basel-Stadt so viele Leute ins Gefängnis steckt

von Renato Beck

Es gibt Gesprächsbedarf. In Basel-Stadt ist eine Entwicklung im Gang, die gegenläufig zum Schweizer Trend steht. In kaum einem anderen Kanton verhängen die Justizbehörden derart viele unbedingte Freiheitsstrafen. Das zeigt ein Vergleich mit ausgewählten Kantonen.

Warum das so ist, bleibt zunächst unklar. Die Kriminalstatistik jedenfalls gibt keine Hinweise auf eine Zunahme von Verbrechen, die entsprechend gesüht werden. 2011 setzte der Knastboom ein und hält seither ungebrochen an. Obwohl die Zahl der von der Polizei registrierten Delikte heute nicht grösser ist als 2011.

2017 wurde in Basel jeder siebte Verurteilte ins Gefängnis geschickt. Das ist

beinahe doppelt so viel wie im Schweizer Durchschnitt. Selbst der notorisch haftgläubige Kanton Genf hat mittlerweile eine tiefere Inhaftierungsrate als Basel-Stadt (siehe Grafik Seite 14). Aber was sind die Ursachen für diese Entwicklung?

Wer mit Strafverteidigern spricht, erhält schnell einen Verantwortlichen geliefert: das Basler Strafgericht. Seit einigen Jahren wolle es Härte demonstrieren und ahnde Verbrechen deshalb strenger. Diese Kursänderung soll auf den ehemaligen Strafgerichtspräsidenten Jeremy Stephenson zurückgehen, der mittlerweile für die LDP im Grossen Rat sitzt.

Stephenson hat 2009 in einem Interview tatsächlich eine Verschärfung angekündigt. Damals bewegten schwere Gewaltdelikte die Basler Öffentlichkeit. Stephenson erklärte in der «bz Basel», seine Richter seien zum Schluss gekommen, Gewalttäter länger hinter Gitter zu bringen. Die Strafen seien nach jahrelanger Tendenz zur Milde «eindeutig zu tief», der Strafraum werde nicht ausgeschöpft.

«Geldstrafen häufig ohne Wirkung»

Mit der heutigen Situation habe diese Entscheidung aber nichts zu tun, erklärt Stephenson der TagesWoche: «Es ging uns um relativ schwere Gewalt, da wollten wir keine Strafe unter zwei Jahren sehen. Das war damals die Botschaft und das haben wir auch durchgezogen.» Gilt die Doktrin bis heute?

Stephenson's Nachfolgerin Felicitas Lenzinger (SP) reagiert genervt auf eine Anfrage: «Ich höre diese Theorie immer wieder, aber sie stimmt nicht.» Sie verweist auf die Urteilsstatistik des Strafgerichts. Die Zahlen zeigen: Nicht die Gerichte sind für den Haftboom verantwortlich. 2017 wurden in Basel 655 Haftstrafen ausgesprochen, aber nur 125 vom Strafgericht.

Kurze Haftstrafen machen über zwei Drittel der Basler Gefängnisstrafen aus.

Für den Rest ist vornehmlich die Staatsanwaltschaft verantwortlich. Sie verurteilt jeden Tag des Jahres 75 Personen zu Geld- oder Haftstrafen. Knapp 28 000 Strafbefehle verschickte die Behörde allein 2017. Dabei ist die Justizbehörde auch berechtigt, Leute ins Gefängnis zu schicken – für bis zu sechs Monate. Solch kurze Haftstrafen machen über zwei Drittel der Basler Gefängnisstrafen aus.

Die Staatsanwaltschaft versucht, den Trend zu erklären. Von 2011 bis 2013 hätten der «arabische Frühling» und die Umstürze in Nordafrika zu einer Zunahme der Kriminalität geführt. «Zahlreiche Männer aus dem arabischen Raum haben teilweise mehrfach delinquent», sagt Behördensprecher Peter Gill. Diebstähle aller Art hätten massiv zugenommen. Nach 2013

Die meisten schlafen schlecht.

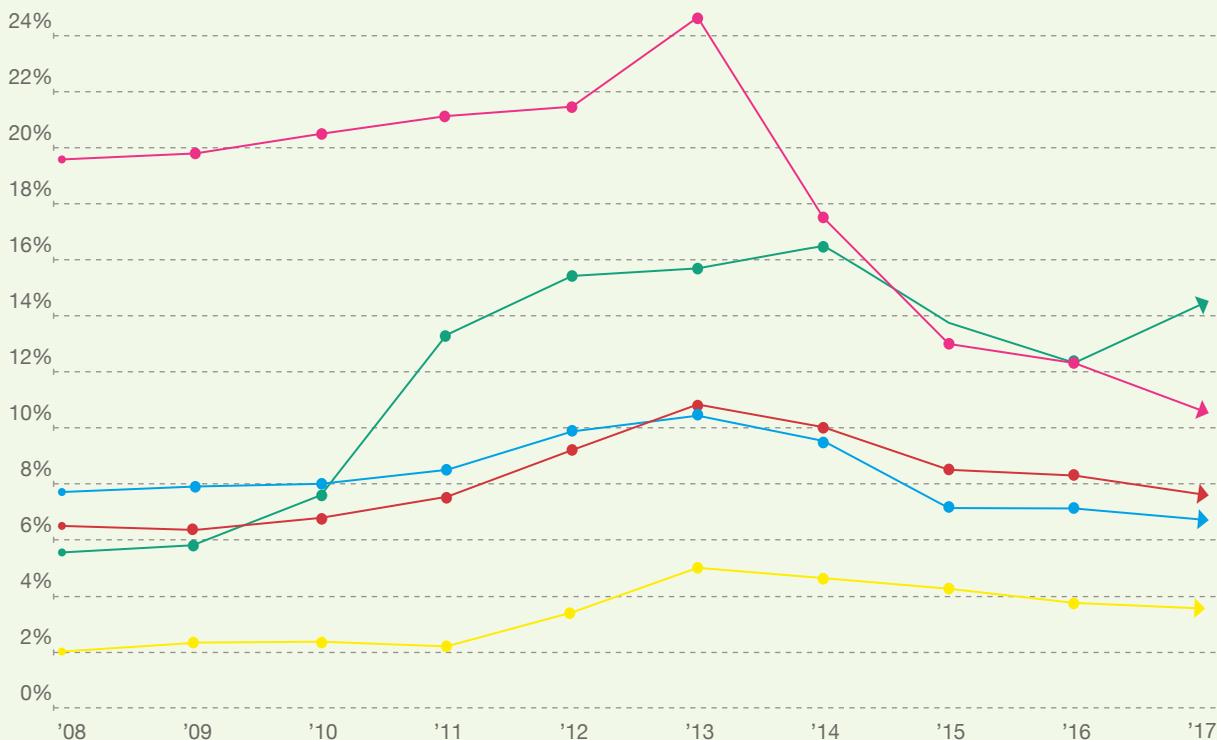
FOTO: ROLAND SCHMID



Unbedingte Freiheitsstrafen im Verhältnis zu allen Verurteilungen

Kantone im Vergleich seit 2008

● CH ● BS ● GE ● BL ● ZH



QUELLE: BFS; GRAFIK: ANTHONY BERTSCHI

ging diese Kriminalität deutlich zurück. Nicht aber die verhängten Haftstrafen.

Die Staatsanwaltschaft findet eine neue Erklärung dafür: Zwar müssen gemäss geltendem Recht grundsätzlich Geldstrafen ausgesprochen werden. Diese seien aber «häufig ohne Wirkung geblieben», sagt Gill. Die Verurteilten seien oft gar nicht in der Lage gewesen, zu bezahlen. Bei «ungünstiger Legalprognose» oder in Fällen, wo eine Geldstrafe nicht bezahlt werden könne, dürfe die Staatsanwaltschaft Haftstrafen aussprechen. «Von dieser Ausnahme haben alle Staatsanwaltschaften Gebrauch gemacht», sagt Gill.

Die Frage bleibt, ob in Basel nicht die Ausnahme zur Regel gemacht wurde. Seine Zahlen unterscheiden sich jedenfalls enorm von denen anderer Kantone. Auch dafür hat Gill eine Erklärung: «Basel-Stadt ragt zusammen mit den Kantonen Genf und Waadt aufgrund der Westgrenze aus dem schweizerischen Mittel heraus.» Allerdings teilt etwa der Kanton Baselland eine weitaus längere Grenze mit Frankreich als Basel-Stadt – und schickt nur einen Bruchteil der Täter ins Gefängnis.

«Fundamentalrechtliches Problem»

Marc Thommen, Strafrechtsprofessor an der Uni Zürich, ist ausgewiesener Experte für die Strafbefehlspraxis in der Schweiz. Mit seinem Team wertet er Hunderte Strafbefehle aus Bern, St. Gallen und Zürich aus. Thommen beobachtet das Treiben der Staatsanwaltschaften kritisch: «Das ist schon sehr speziell im internatio-

nalen Vergleich, dass Staatsanwaltschaften Haftstrafen ausfallen können.»

Ob die Praxis vor dem Europäischen Gerichtshof Bestand hätte? Bisher haben die Richter nur Strafbefehle mit Geldstrafen als zulässig erklärt. «Es wäre spannend zu sehen, was der Gerichtshof zu Haftstrafen sagt», meint Thommen.

Staatsanwälte können Menschen ins Gefängnis schicken, ohne sie je angehört zu haben.

Sein Problem mit den Strafbefehlen ist nicht grundsätzlicher Natur, bei Strassenverkehrsdelikten etwa sei nichts dagegen einzuwenden. Anders bei Haftstrafen: «Zwar besteht die Möglichkeit zur Einsprache, aber das ist mit Kosten verbunden, zudem ist die Frist mit zehn Tagen viel zu kurz.» Das würde kaum reichen, um das Urteil zu verstehen, gerade für fremdsprachige Verurteilte. Und dann müsse man sich noch einen Anwalt beschaffen.

Als «extrem problematisch» erachtet Thommen, dass Staatsanwälte Menschen ins Gefängnis schicken können alleine aufgrund der Aktenlage, ohne sie jemals angehört zu haben: «Es ist ein fundamentalrechtliches Problem, das rechtliche Gehör zu verwehren.»

Damit hat auch der als Hardliner geltende Jeremy Stephenson Mühe: «Mir war

es sehr wichtig, mit jedem Angeklagten sprechen zu können, seine subjektive Situation anzuschauen, bevor ich ein Urteil fällte.» Bei Parkbussen sei ein direkter Kontakt nicht nötig, bei Delikten, die eine Haftstrafe nach sich ziehen, sei das anders. «Es wäre wichtig, dass mehr Fälle vor Gericht kommen, die jetzt per Strafbefehl erledigt werden», sagt Stephenson.

Stark steigende Kosten

Nicht zuletzt, weil kurze Haftstrafen sehr umstritten sind. Sie reißen Verurteilte aus dem sozialen Umfeld, bringen den Verlust des Arbeitsplatzes mit sich. Eine Resozialisierung ist in der kurzen Haft nicht möglich. Ob kurze Strafen kriminalitätsmindernd sind, dafür finden sich keine Belege. Dennoch liegen sie im Trend. Seit Anfang Jahr sind die Hürden weiter gesenkt worden. Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) hat ein Sanktionenrecht in Kraft gesetzt, das Staatsanwälten zusätzlichen Spielraum verschafft: Sie dürfen Straftäter ins Gefängnis schicken, wenn sie davon ausgehen können, dass diese in Freiheit erneut straffällig würden.

Nur in einem Bereich sind kurze Haftstrafen unbestreitbar wirksam: Sie kosten viel Geld. Die Kapazitäten in Basel reichen seit Jahren nicht aus. Der Kanton hat das Gefängnis in Sissach zugemietet und baut im Bässlergut eine neue Haftanstalt mit 78 Plätzen für über 40 Millionen Franken.

Die Vollzugskosten haben sich seit 2010 schon mehr als verdoppelt und betragen letztes Jahr 51 Millionen Franken. ×



Der Blick durchs Gitter reicht nicht
weit, das eigentliche Fenster zur Welt ist
der Fernseher.

FOTO: ROLAND SCHMID



Klassenzimmer auf dem Bruderholz. «dSchuel» hat im August den Betrieb aufgenommen.

FOTO: DSCHUEL

Bildung

Privatschulen boomen in der Region. Die Kantone sehen sie aber nicht als Konkurrenz für die staatliche Schule.

Zehn Prozent der Kinder gehen auf Privatschulen

von Jeremias Schulthess

An der Tagesschule Gallenacher in Pratteln lernen seit Anfang August 33 Schülerinnen und Schüler nach einem alternativen Konzept. Statt Jahrgangsklassen gibt es Lerngruppen, in denen die 6- bis 16-Jährigen gemeinsam den Lernstoff erarbeiten. Der Lehrplan 21 gibt die Eckpunkte vor, aber die individuellen Bedürfnisse der Kinder stehen im Vordergrund.

Die Privatschule ist eine von mehreren in der Region, die zu Beginn des neuen Schuljahres den Unterricht aufgenommen haben. Auch «dSchuel» auf dem Bruderholz, «OlymIQ» in der Basler Innenstadt sowie die «Freie Schule Funke» in Gelterkinden bieten seit dem vergangenen August eine Alternative zur staatlichen Schule.

Steigende Attraktivität

Dass in der Region Privatschulen auf Primar- und Sekundarstufe I nicht erst seit diesem Semester boomen, zeigt ein Blick in die offizielle Statistik: Die Zahl der Schülerinnen und Schüler an Privatschulen stieg in den Kantonen Baselland und Basel-Stadt zwischen 2001 und 2017 um 13 Prozent. An den staatlichen Schulen sanken die Schülerzahlen hingegen insgesamt um etwa fünf Prozent. In anderen Worten: In den Privatschulen schnellen

die Schülerzahlen hoch, während sie in den staatlichen Schulen seit 2001 zurückgehen.

Dass insgesamt weniger Schülerinnen und Schüler an Staatsschulen gehen, hat vor allem demografische Gründe; dass die Zahlen an Privatschulen steigen, deutet auf deren steigende Attraktivität hin.

Im letzten Jahr gingen rund 3800 Schülerinnen und Schüler auf eine Privatschule in Baselland oder Basel-Stadt. Rund 38000 besuchten die staatlichen Primar- und Sekundarschulen.

«Viele Eltern sind unzufrieden. Es gibt ein gewisses Unbehagen gegenüber den staatlichen Schulen.»

Denis Bitterli, Tagesschule Gallenacher

Das bedeutet: Etwa jeder zehnte Schüler und jede zehnte Schülerin gehen in den beiden Halbkantonen auf eine Privatschule. Der Stadtkanton hat gar die zweithöchste Privatschulquote der Schweiz. Nur in Genf ist der Anteil an Privatschülerinnen und -schülern höher.

1200 Franken pro Monat und Kind

Denis Bitterli hat die Tagesschule Gallenacher aufgebaut. Er stellt fest: «Viele Eltern sind zunehmend unzufrieden mit dem bestehenden Angebot. Es gibt ein gewisses Unbehagen gegenüber den staatlichen Schulen.» Das sei ein Grund, warum Eltern ihre Kinder immer häufiger auf Privatschulen schicken.

Bitterli profitiert vom Unbehagen der Eltern. Im Januar eröffnet ein weiterer Schulbetrieb in Therwil und in Basel-Stadt führt Bitterli bereits eine Nachmittagschule mit 17 Schülerinnen und Schülern.

Für die Eltern geht das ins Geld. Die Tagesschule auf dem Gallenacher kostet sie pro Kind 1200 Franken im Monat.

Schulgründer Bitterli zahlt damit unter anderem sein Team mit zehn Personen. Acht davon sind Lehrpersonen mit Lehrdiplom.

Ziel sei es, den Lehrpersonen einen angemessenen Lohn bezahlen zu können, sagt Bitterli. Nur so könne er gewährleisten, dass gut ausgebildete Lehrkräfte bei ihm unterrichtet werden. Die Lehrpersonen müssten zudem eine Weiterbildung zu sogenannten Primagoginnen absolvieren.

Weg vom Leistungsdruck

Der Boom der Privatschulen hat auch mit dem Erfolg der International School Basel (ISB) zu tun. Gemessen an den Schülerzahlen ist sie die grösste Privatschule in der Region: Im vergangenen Schuljahr besuchten rund 1500 Schülerinnen und Schüler die ISB in Reinach und Aesch. In den letzten Jahren hat sie ihr Angebot sukzessive erweitert.

In Basel-Stadt ist die Swiss International School beim Musical-Theater ebenfalls die grösste Privatschule. Sie unterrichtet rund 600 Schülerinnen und Schüler – Vorschulbereich inklusive. Danach folgt die Rudolf-Steiner-Schule auf dem Bruderholz mit 533 Schülerinnen und Schülern im vergangenen Schuljahr. Dort gehen die Schülerzahlen seit 2011 allerdings leicht zurück.

«dSchuel», die gerade auf dem Bruderholz startete, verzeichnet erst sechs Kinder in der Spielgruppe. Linda Brunner, eine der Mitgründerinnen, sagt, man habe momentan Kapazitäten für etwa 20 Kinder im Schulbetrieb. «Unser Ziel ist nicht eine riesengrosse Schule. Es soll familiär bleiben.»

Ihr Konzept ist ein Mix, inspiriert von verschiedenen pädagogischen Vorbildern wie Maria Montessori, Rudolf Steiner und Remo Largo. Die Kinder sollen gemeinsam in einer Gruppe lernen, so Brunner. «Wir gehen davon aus, dass Kinder am besten voneinander lernen. Das bedingt, dass wir die Jahrgangsklassen auflösen.»

Brunner und fünf weitere Lehrerinnen haben die Schule gegründet, um von der Leistungsorientierung wegzukommen.

«Der Leistungsdruck an den staatlichen Schulen hat wahnsinnig zugenommen. Wir wollen als Schule einen Ort bieten, an dem wir den Grundbedürfnissen der Kinder gerecht werden können.»

Noten gibt es selbstredend keine an «dr Schuel». Wie viel der Unterricht kostet, hängt vom Einkommen der Eltern ab – so handhaben es auch die Rudolf-Steiner-Schulen. Im Durchschnitt sollten die Eltern aber 1000 Franken einbringen, nur so könne die Schule finanziell überleben, erklärt Brunner.

«Wir erachten die Privatschulen als sinnvolle Ergänzung zu unserem Angebot.»

Simon Thiriet,
Sprecher Erziehungsdepartement BS

Ist es nicht problematisch, wenn bildungsnahen Eltern ihre Kinder aus der Staatsschule rausnehmen und auf eine Privatschule schicken, auch deshalb, weil sie es sich finanziell leisten können? «Mit diesem Argument werden wir häufig konfrontiert», sagt Brunner. Privatschule – das klinge häufig elitär. Dabei soll es das gar nicht sein. «Das Pädagogische steht bei uns im Vordergrund, nicht der Status Privatschule.»

Raum für neue Schule gesucht

Der Kanton Basel-Stadt sieht die Privatschulen indes nicht als Konkurrenz, erklärt der Sprecher des Erziehungsdepartements, Simon Thiriet: «Wir erachten sie als sinnvolle Ergänzung zu unserem Angebot.»

Denis Bitterli, der eine neue Schule in der Stadt plant, sagt: «Ich bin überzeugt, dass es in nächster Zeit noch einige neue Privatschulen geben wird.» Er sucht derzeit geeignete Räume, dann kann er ein Bewilligungsgesuch einreichen. Schon 2020 könnte die Schule öffnen. ×

ANZEIGE

Biogemüse im Abo

Wöchentlich frisches Gemüse direkt vom Hof, geliefert in eine Depotstelle in Ihrer Nähe.

Agrico
Genossenschaft für
biologischen Landbau
CH - 4106 Therwil
Tel. 061 721 77 09
Fax 061 723 90 58
www.birsmattehof.ch



Sozialhilfe

Notschlafstelle für Frauen

von Dorothee Adrian

Seit Montag, 3. September, gibt es in Basel eine Notschlafstelle ausschliesslich für Frauen. Sie befindet sich in der Nähe des Badischen Bahnhofs an der Rosentalstrasse 70 und verfügt über 28 Betten, Duschen und WCs sind in den Zimmern vorhanden. Die Übernachtung kostet für in Basel angemeldete Frauen 7,50 Franken.

Bislang mussten bedürftige Frauen zur Notschlafstelle in der Alemannengasse 1, wo getrennte Zimmer für Männer und Frauen angeboten wurden. Neu stehen die 75 Betten nur noch Männern zur Verfügung.

Die Sozialhilfe Basel will mit der örtlichen Trennung von Frauen und Männern die Hemmschwelle für Frauen senken, die Notschlafstelle aufzusuchen. «Bisher hatten wir bis zu zwölf Frauen, die bei uns übernachteten», schreibt Jacqueline Lätsch, stellvertretende Leiterin der Sozialhilfe Basel, auf Anfrage.

Den Antrag der Regierung, einmalig 105 000 Franken sowie ab 2019 jährlich rund 850 000 Franken für die Schlafstelle bereitzustellen, hatte der Grosse Rat im März einstimmig bewilligt. Die Notschlafstelle ist bis 2020 ein Pilotprojekt. ×

«Liste»

Eine Galeristin übernimmt

von Hannes Nüsseler

Die ehemalige Galeristin Johanna Kamm wird neue Direktorin der «Liste». Mit Kamm habe man «die absolut richtige Persönlichkeit gefunden», freut sich die Findungskommission. Eingegangen waren rund 50 Bewerbungen.

Die 1968 in München geborene Kamm pflege eine grosse Nähe zu Kunstszene, Wirtschaft und Politik und wolle die langjährige Aufbauarbeit von Gründer Peter Bläuer und «die «Liste» in ihrer Einmaligkeit» fortsetzen. Sie zeige aber auch «Mut zu Unkonventionellem». Kamm hat Philosophie und Kulturwissenschaften studiert und war schon 2001 als Galeristin an der Kunstmesse «Liste» vertreten. Von 2005 bis 2013 war sie in den Sektionen Statements, Feature und Galleries an der Art Basel vertreten.

«Ich bin überaus glücklich und überzeugt», kommentiert Peter Bläuer Kamms Wahl. So falle es ihm als «Vater der «Liste» leichter, sein «Kind» nach 23 Jahren loszulassen. Johanna Kamm bezeichnet es als «eine grosse Ehre», die «Liste» als neue Direktorin weiterführen zu dürfen: «Die «Liste» war meine erste Messe als Galeristin und hat mir die Tür zur internationalen Kunstwelt geöffnet.» ×

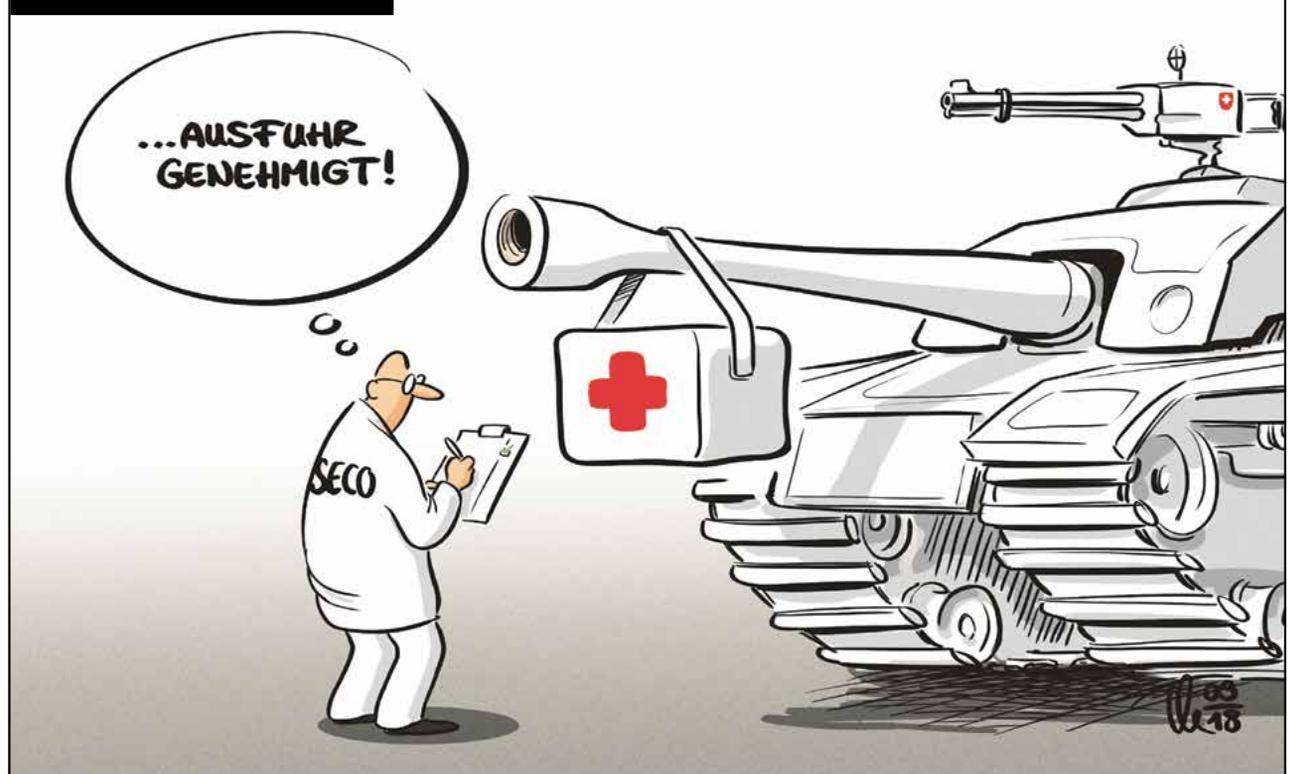
Theaterdirektor des Jahres

Andreas Beck

von Dominique Spirgi

Theaterleiter Andreas Beck heimst mit seinem Schauspielteam eine Auszeichnung nach der anderen ein. Jetzt gesellt sich mit dem von der Fachzeitschrift «Theater heute» vergebenen Titel «Theater des Jahres» eine neue hinzu. Die Resultate der Kritikerumfrage der renommierten Zeitschrift haben in der deutschsprachigen Schauspielszene einen hohen Stellenwert.

«Theater heute» verbindet die Auszeichnung mit einer Aufforderung: «Basel hat das Theater des Jahres – und sollte sich besser dazu bekennen.» Damit ist die eher knausrige Finanzierung des Hauses angesprochen: «Dass Theater kostet, ist doch eine Selbstverständlichkeit.» ×

Gesehen von Tom Künzli

Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 44-Jährige wohnt in Bern.

Bundesrat pfeift die Grenzwa- che zurück

von Dorothee Adrian

Was ist die Aufgabe des Grenz- wachkorps (GWK) am Bahnhof SBB? Im Sommer 2017 hatte die TagesWoche berichtet, dass die Grenzwachter regelmässig Obdachlose kontrollierten. Und zwar einheimische, die nicht die Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz überquert hatten. Die Kontrollen standen also weder mit Schmuggel noch mit Migration in einem Zusammenhang.

Weil sie wachsende «Unsicherheit und Unzufriedenheit in der Bevölkerung» der Grenz Kantone verspürt und den Ein- druck hat, polizeiliche Aufgaben würden «die Ressourcen des GWK am falschen Ort binden», reichte die Baselbieter FDP- Nationalrätin Daniela Schneeberger im vergan- genen Mai eine Interpellation ein. Darin forderte sie den Bundesrat auf, un- ter anderem die Aufgabe des Grenzwach- korps zu erklären.

Ende August veröffentlichte die Lan- desregierung nun eine Stellungnahme. Darin heisst es: «Kernaufgabe des GWK ist und bleibt der Schutz der Landes- grenze.» Zu den Kontrollen am Bahnhof Basel SBB schreibt der Bundesrat: «Hin- gegen gehört die Gewährleistung der Sicherheit auf dem Areal von Bahnhöfen nicht zu den Aufgaben des GWK. Bei der Kontrolle von Obdachlosen handelte es sich um Einzelfälle an der Grenze zum französischen Sektor des Bahnhofs Basel, bei denen sofort korrigierend eingegriffen wurde.»

«Im Sinne der Verfahrensökonomie»

Gegenüber der «Schweiz am Wochen- ende» sagte Matthias Simmen von der Eidgenössischen Zollverwaltung: «Das Grenzwachkorps hat allerdings Kontroll- befugnisse auf dem Gelände des Bahn- hofs Basel und kann Kontrollen vor- nehmen, wenn sich etwa ein Verdacht auf Betäubungsmitteldelikte ergibt.»

Auch der Bundesrat schreibt, es sei grundsätzlich sinnvoll, wenn die Grenz- wache die Polizeikräfte in den Kantonen unterstütze. Es wäre kaum zu rechtfertigen, wenn das Grenzwachkorps keine Synergien mit anderen Blaulichtorganisa- tionen suchen würde. «Wenn das GWK eine Übertretung feststellt, soll es den Fall im Sinne der Verfahrensökonomie wenn immer möglich selbstständig erledigen, ohne dass es zusätzlich die Polizei zuzie- hen muss.»

Welche Formen von «Übertretungen» damit gemeint sind, bleibt im Schreiben des Bundes offen. ×



Die MCH Group glänzt mit Automobilen, nicht mit der Bilanz.

FOTO: H.-J. WALTER

Messe Schweiz

Schlingerkurs mit Auto-Show

von Dominique Spigri

Zugegeben: Auch für jemanden, der sich nicht als Autonarr bezeichnen würde, hat die Grand Basel ihren Reiz. Die «ultimate Show für automobiler Meisterstücke», wie sich die neue Messe selber anpreist, wartet mit Dutzenden von Prunkstücken auf vier Rädern auf – schön, speziell und teuer. Auf 300 Millionen Franken wird die Versicherungssumme der Ausstellungsstücke geschätzt.

Nun wollte es der Zufall, dass die Messe Schweiz ausgerechnet am Tag der Preview für geladene Gäste mit schlechten Nach- richten an die Öffentlichkeit treten musste. «Halbjahresabschluss 2018 im Rahmen der Erwartungen» lautet der vielsagende Titel einer Medienmitteilung der MCH Group. Und das sind nach der bereits kommunizierten Baisse bei der Leitmesse Baselworld schlechte Erwartungen.

Zwei Messen auf 2019 verschoben

Ein paar Kennzahlen: Der Konzern- gewinn liegt mit 21,9 Millionen Franken 17 Prozent unter dem der Vorjahresperi- ode, obwohl der Betriebsertrag um 16,7 Pro- zent auf 305,6 Millionen Franken stieg. Das liegt am Umstand, dass 2018 mit der Austragung der biennalen Swissbau zu den zyklisch starken Jahren zählt.

Das zweite Halbjahr wird erwartungs- gemäss schlechter ausfallen, weil zwei Messen auf 2019 verschoben werden mussten. Die MCH Group rechnet un- ter dem Strich mit einem negativen Ergebnis im einstelligen Millionenbereich. ×

Das ist vor den Sonderabschreibungen. Weil eine erneute Wertberichtigung der Messehallen aussteht, wird es voraussicht- lich auf einen Jahresverlust in dreistelliger Millionenhöhe hinauslaufen.

Alte Hallen abstossen

Für VR-Präsident Ueli Vischer, der nach dem Rücktritt von CEO René Kamm vorübergehend auch als Leiter der opera- tiven Geschäfte amtiert, war der Anlass ein Wechselbad der Gefühle: «Wir eröffnen eine tolle Messe. Die Reaktionen waren hervorragend. Ich hoffe, das bleibt so und die Messe wird zum Erfolg. Dass der Halb- jahresabschluss ausgerechnet heute ver- öffentlicht wurde, ist Zufall. Und ja: Dieses Ergebnis ist nicht erfreulich.»

Weiter sagte Vischer im Gespräch, die MCH Group arbeite intensiv daran, «Mes- sen, die einmal pro Jahr oder einmal alle zwei Jahre stattfinden, mit Dienstleistun- gen zu verbinden, die im digitalen Bereich das ganze Jahr hindurch erbracht wer- den». Bei der Baselworld habe der Live- Event über Jahre hervorragend funk- tioniert. Nun ist die Messe für die Aussteller zu teuer geworden.

In der Medienmitteilung schreibt die MCH Group, dass sie die «Auslastung der Infrastruktur» überprüfen wolle. Vischer bestätigt, dass manche Hallen aufgegeben werden könnten: «Es wird wohl auf eine Reduktion des Hallenangebots hinaus- laufen.» Das betreffe «sicher nicht die Halle 1 und die denkmalgeschützte Rundhofhalle 2, aber diejenigen, die bei den Ausstellern nicht beliebt sind».

Bei der Grand Basel hielt sich der Auf- marsch am ersten Preview-Tag noch in Grenzen. Vier Tage lang, bis am Sonntag, 9. September, steht die Messe auch dem breiten Publikum offen. Dieses muss, «nur» noch 45 statt den ursprünglich fest- gesetzten 75 Franken für den Eintritt bezahlen. ×

Bildstoff

360°

Chamonix

Ein «Schauspiel aus Eis» schrieb Goethe 1779 über das Mer de Glace. Heute präsentiert sich der Gletscher nicht mehr ganz so mächtig. Ein Spaziergang in sein Inneres ist aber immer noch äusserst spektakulär.

TOBY MELVILLE/
REUTERS



Pucón

Der Vulkan Villarica gilt als eine der beliebtesten Sehenswürdigkeiten von Chile. Auf dieser Nacht Aufnahme wirkt der Berg eher wie ein Leuchtturm für Raumfahrer.

CRISTOBAL SAAVEDRA
ESCOBAR/REUTERS



Rio de Janeiro

Da stehen die Museen nicht wirklich drüber. Ein Feuer zerstört das brasilianische Nationalmuseum.

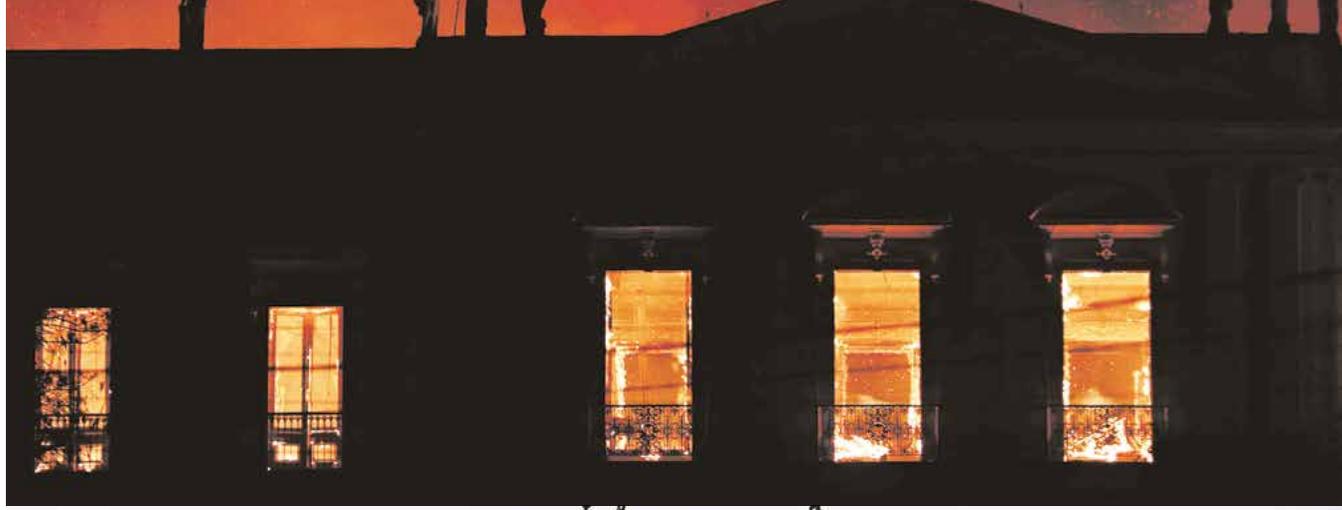
RICARDO MORAES/
REUTERS



Israel

Tutu in Salzkruste. Die Künstlerin Sigalit Landau ist seit Jahren fasziniert von der Kraft der Kristallisation. Das Tote Meer kommt ihr da als grosszügiges Atelier gelegen.

NIR ELIAS/REUTERS



Grand Rapids

Judy Garlands Schuhe aus dem Film «The Wizard of Oz» wurden 2005 aus einem Museum geklaut. In einer verdeckten Ermittlung hat das FBI sie nun aus dem Land am Ende des Regenbogens zurückgebracht.

FBI/REUTERS



Basel-Stadt und Region

Allschwil

Bearth, Gerlinde, von Sumvitg/GR, 14.05.1941–05.09.2018, Burgfelderweg 24, Allschwil, Beisetzung: Freitag, 14.09., 14 Uhr, Kapelle Friedhof Allschwil.

Hauser, Peter, von Allschwil/BL, Häggenschwil/SG, 27.05.1931–23.08.2018, Grabenring 25, Allschwil, Beisetzung: Freitag, 14.09., 10.30 Uhr, Kapelle Friedhof Allschwil.

Rindlisbacher-Kiefer, Eleonore, von Landiswil/BE, 30.04.1932–28.08.2018, Spitzgartenweg 1, Allschwil, wurde bestattet.

Schulz, Joachim, von Basel/BS, 14.04.1959–20.08.2018, Lindenstr. 23, Allschwil, Beisetzung: Montag, 17.09., 10.30 Uhr, Kapelle Friedhof Allschwil.

Visintin, Elisa, aus Italien, 18.10.1929–24.08.2018, Grabenring 7, Allschwil, wurde bestattet.

Basel

Afovia-Lüthi, Yawovi Mensa, von Basel/BS, 27.10.1966–20.08.2018, Palmenstr. 11, Basel, Trauerfeier: Montag, 10.09., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Amann, Christine Lina, von Basel/BS, 09.02.1943–20.08.2018, Maulbeerstr. 30, Basel, wurde bestattet.

Bähler, Olga Liliane, von Basel/BS, 17.06.1926–26.08.2018, Oberwilerstr. 153, Basel, wurde bestattet.

Baumgartl-Weber, Klaus, von Reigoldswil/BL, 19.08.1944–30.08.2018, Birsigstr. 81, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Baur-Gubler, Dominique Nicole, von Basel/BS, Kienberg/SO, 27.05.1972–28.08.2018, Kohlenberggasse 24, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Benes-Hablützel, Brigitte, Ika, von Schaffhausen/SH, Bibern/SH, 11.10.1928–20.08.2018, Friedensgasse 23, Basel, wurde bestattet.

Bider-Wackernagel, Christine, von Basel/BS, 25.09.1935–19.08.2018, Meret Oppenheim-Str. 62, Basel, wurde bestattet.

Brütsch, Ruth, von Basel/BS, 28.07.1922–23.08.2018, Meret Oppenheim-Str. 62, Basel, wurde bestattet.

Büchler, Werner Rudolf, von Unterlangenegg/BE, 14.12.1935–23.08.2018, Gundelingerstr. 325, Basel, wurde bestattet.

Bühler, Heinz Georg, von Aeschi bei Spiez/BE, 26.12.1938–21.08.2018, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Cremonini-Asmusen, Eduard Adolf, von Basel/BS, 06.09.1937–13.08.2018, Colmarerstr. 11, Basel, wurde bestattet.

Dang-Doan, Thanh Can, von Basel/BS, 05.05.1947–22.08.2018, Hammerstr. 184, Basel, wurde bestattet.

Dorigo-Gygax, Giuseppe, von Basel/BS, 13.03.1934–23.08.2018, Burgfelderstr. 188, Basel, wurde bestattet.

Dürr, Roland Walter, von Basel/BS, 03.02.1963–17.08.2018, Mülhauserstr. 80, Basel, wurde bestattet.

Eichrodt-Moser, Max Martin Johann Andreas, von Basel/BS, Münchenstein/BL, 16.09.1928–03.09.2018, Grellingerstr. 12, Basel, Trauerfeier: Montag, 10.09., 11.00 Uhr, Kapelle Wolfgottesacker.

Ferri-Lopez, Marco Aurelio, von Basel/BS, 08.09.1965–27.08.2018, Vogesenstr. 73, Basel, wurde bestattet.

Flückiger-Oberli, Anna, von Rüegsau/BE, 15.09.1929–26.08.2018, Im Burgfelderhof 30, Basel, wurde bestattet.

Fuhrer-Weibel, Hanna, von Basel, 03.12.1930–14.08.2018, Hammerstr. 88, Basel, Beisetzung: Dienstag, 11.09., 14.00 Uhr, Friedhof Grossaffoltern.

Gisin-Schär, Rosmarie, von Basel/BS,

08.01.1930–17.08.2018, St. Jakobs-Str. 395, Basel, wurde bestattet.

Glaser-Pfeiffer, Aurelia Eugenie, von Basel/BS, 29.09.1919–26.08.2018, Wiesendamm 22, Basel, wurde bestattet.

Hälg, Margarethe, von Basel/BS, 24.05.1921–28.08.2018, Giornicostr. 144, Basel, wurde bestattet.

Hamburger-Wyden, Isabella, von Basel/BS, 13.10.1931–22.08.2018, Nonnenweg 3, Basel, wurde bestattet.

Hauenstein-Gasser, Maria Edith, von Basel/BS, 30.08.1944–11.08.2018, Kohlenberggasse 20, Basel, wurde bestattet.

Herberich-Vercesi, Clotilde, von Riehen/BS, Basel/BS, 14.04.1927–22.08.2018, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Hubermann, Irene Rose, von Basel/BS, 26.10.1945–07.08.2018, Neuweilerstr. 106, Basel, wurde bestattet.

Irminger, Florli, von Istighofen/TG, 21.05.1925–22.08.2018, Im Burgfelderhof 30, Basel, wurde bestattet.

Jenni-Schneider, Beatrice Marianne, von Niederhünigen/BE, Winterthur/ZH, 07.12.1954–06.08.2018, Wasgenring 104, Basel, wurde bestattet.

Jundt-Son, Marcel Daniel, von Basel/BS, Binningen/BL, 15.10.1955–24.08.2018, Blotzheimerstr. 28, Basel, wurde bestattet.

Klodel-von Wartburg, Eduard Karl, von Therwil/BL, 29.03.1930–23.08.2018, Zürcherstr. 143, Basel, wurde bestattet.

Krüsi-Wyss, Kurt Ernst, von Gais/AR, 09.09.1933–17.08.2018, Auf der Alp 12, Basel, wurde bestattet.

Lüthi-Phosri, Andreas Adolfo, von Rüderswil/BE, 03.05.1957–26.08.2018, Schönaustr. 53, Basel, wurde bestattet.

Markovic-Micanovic, Anto, aus Kroatien, 06.10.1958–28.08.2018, Paracelsustr. 67, Basel, wurde bestattet.

Meyer, Esther, von Aesch/BL, 12.04.1947–24.08.2018, Horburgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Meyer-Bitschy, Werner Karl, von Basel/BS, 18.10.1924–22.08.2018, Eisenbahnweg 17, Basel, wurde bestattet.

Miederer, Ursula Elisabeth, aus Deutschland, 16.07.1945–09.08.2018, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Mischler, Peter, von Wahlern/BE, 25.03.1940–27.08.2018, Hardstr. 30, Basel, wurde bestattet.

Näf-Bernet, Bruno, von Basel/BS, 22.12.1935–31.08.2018, Burgweg 34, Basel, wurde bestattet.

Reiber, René Ernst, von Münchenstein/BL, 29.12.1959–17.08.2018, Rheinsprung 16, Basel, wurde bestattet.

Risi, Ernst, von Buochs/NW, 01.03.1939–11.08.2018, Riehenstr. 20, Basel, wurde bestattet.

Rüegg, Alphons Max, von St. Gallenkappel/SG, 27.09.1931–01.09.2018, Rudolfstr. 43, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 11.09., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Rutishauser-Suter, Anna, von Basel/BS, 09.07.1927–26.08.2018, Falkensteinerstr. 30, Basel, wurde bestattet.

Ryser-Dölder, Theresia, von Walterswil/BE, 07.10.1923–30.08.2018, Flughafenstr. 8, Basel, wurde bestattet.

Schaub-Bättig, Maria, von Basel/BS, 29.11.1928–25.08.2018, Stadionstr. 17, Basel, wurde bestattet.

Scheurer-Stucki, Marianne, von Basel/BS, 14.07.1921–25.08.2018, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Schmid, Agnes Maria, von Oberehrendingen/AG, 29.04.1938–20.08.2018, Uten-gasse 35, Basel, wurde bestattet.

Schmid, Siegfried Fred Richard, von Riggisberg/BE,

11.08.1936–23.08.2018, Falkensteinerstr. 30, Basel, wurde bestattet.

Schneider, Klara, von Eglisau/ZH, 12.11.1927–26.08.2018, St. Alban-Vorstadt 83, Basel, wurde bestattet.

Schoch-Furler, Werner, von Basel/BS, Fischenthal/ZH, 26.11.1948–25.08.2018, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Schöni, Emil, von Basel/BS, 31.05.1933–01.09.2018, Erlent-mattstr. 7, Basel, Trauerfeier: Montag, 10.09., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schüpfer Diallo, Rosmarie, von Basel/BS, 15.09.1937–30.08.2018, Bruderholzweg 21, Basel, wurde bestattet.

Steinhilber-Arnold, Urs, von Basel/BS, 28.04.1937–21.08.2018, Rudolfstr. 43, Basel, wurde bestattet.

Stirnemann, Hans, von Gränichen/AG, 13.09.1949–25.08.2018, Bläsiring 140, Basel, wurde bestattet.

Stöckli-Gehrig, Ruth Rosmarie, von Basel/BS, 06.05.1930–26.08.2018, Sternengasse 27, Basel, wurde bestattet.

Studer-Ruesch, Lilly, von Basel/BS, 21.07.1935–02.09.2018, St. Alban-Vorstadt 85, Basel, wurde bestattet.

Sulger-Bof, Elia, von Basel/BS, Stein am Rhein/SH, 19.12.1931–19.08.2018, Adlerstr. 30, Basel, wurde bestattet.

Thomas, François, von La Chaux-de-Fonds/NE, 12.03.1933–20.08.2018, Fürstensteinerstr. 4, Basel, wurde bestattet.

Thommen-Jetzer, Peter Emil, von Basel/BS, Diegten/BL, 15.07.1943–14.12.2016, St. Johanns-Vorstadt 2, Basel, wurde bestattet.

Tognetti, Heinz Karl, von Aesch/BL, 23.08.1942–16.08.2018, Efringerstr. 73, Basel, wurde bestattet.

Unfer-Bortoloso,

Amelia, aus Italien, 19.02.1932–24.08.2018, Hegenheimerstr. 109, Basel, wurde bestattet.

Verdosci, Giuseppe, aus Italien, 06.07.1927–23.08.2018, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Vogt-Trepp, Dorothea, von Muri bei Bern/BE, 26.12.1927–27.08.2018, Horburgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Weisskopf-Kleiber, Ernst, von Basel/BS, 28.09.1944–23.08.2018, Klingentalstr. 9, Basel, wurde bestattet.

Wider, Markus, von Basel/BS, Widnau/SG, 26.10.1952–25.08.2018, Birsstr. 108, Basel, wurde bestattet.

Wild, Marliese Helene, von Basel/BS, 14.04.1940–21.08.2018, Friedrich Miescher-Str. 1, Basel, wurde bestattet.

Zaugg-Stohler, Anna Maria, von Trub/BE, 06.06.1921–18.08.2018, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Birsfelden

Dönni-Aeschbacher, Heidi, von Wolfenschiessen/NW, 04.06.1947–26.08.2018, Sonnenbergstrasse 7, Birsfelden, Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Pracht, Roland, von Birsfelden/BL, 28.10.1943–29.08.2018, Am Stausee 5, Birsfelden, Abdankung im engsten Kreis.

Pracht, Roland, von Birsfelden/BL, 28.10.1943–29.08.2018, Am Stausee 5, Birsfelden, Abdankung im engsten Kreis.

Muttenz

Betschart-Roth, Monika Veronika, von Ingenbohl/SZ, 09.09.1948–28.08.2018, Dinkelbergstr. 1, Muttenz, Beisetzung: findet zu einem späteren Zeitpunkt im engsten Familienkreis statt.

Doggwiler-Beeler, Kaspar, von Abtwil/AG, 31.10.1928–23.08.2018, Zentrum Ergolz, Hauptstrasse 165, Muttenz, wurde bestattet.

Gautschi-Mühle-

mann, Else, von Reinach/AG, 16.06.1931–26.08.2018, Sevogelstr. 35, Muttenz, wurde bestattet.

Gfell-Brendle, Doris, von Basel/BS, 25.01.1939–01.09.2018, Seemättlistr. 6, Muttenz, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Jaegle-Hendry, Margareta Castgina, von Tujetsch/GR, 25.07.1946–19.08.2018, Hauptstr. 72, Muttenz, Urnenbeisetzung zu einem späteren Zeitpunkt im engsten Familienkreis.

Riehen

Koffel, Erika Margrit, von Richenthal/LU, 26.08.1952–25.08.2018, Riehen, wurde bestattet.

Rahmen-Merkert, Hans Rudolf, von Wahlern/BE, 30.12.1949–29.08.2018, Rauracherstr. 173, Riehen, wurde bestattet.

Schärer-Rotzler, Wilhelm, von Riehen/BS, 13.01.1934–18.08.2018, Gestaltenrainweg 79, Riehen, wurde bestattet.

Sütterlin-Potucek, Sieghilde Berta, von Basel/BS, 07.01.1916–20.08.2018, Rauracherstr. 111, Riehen, wurde bestattet.

Zimmerli-Friedrich, Emilie, von Oftringen/AG, 24.06.1923–01.09.2018, Albert Oeri-Str. 7, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Wer Ausschreitungen rechter Gewalttäter relativiert, versteht nicht, wie ernst die Lage ist.

“

Antifaschisten sind auch Faschisten», sagte ein deutscher FDP-Politiker nach den Ausschreitungen in Chemnitz. Auf diese Denke stosse ich seit Jahren in politischen Diskussionen: Ich empöre mich über aufkeimende Neonazi-Mobs weltweit und es dauert keine Sekunde, bis ein Gegenüber bemerkt: «Extremismus ist nie gut, egal von welcher Seite.»

Diesen Satz gibt es in zig Variationen: Von «Les extrêmes se touchent» über «Ja, aber die Antifa...» bis hin zu Trumps berüchtigtem «You also had some very fine people on both sides», zu dem er sich nach dem Naziaufmarsch in Charlottesville 2017 durchringen konnte.

Was ist der Zweck solcher Sätze? Verdrängung. Man versucht die nationalistische Epidemie zu neutralisieren, indem man ihr ein scheinbar gleich grosses Übel aus einer anderen Richtung gegenüberstellt. Das ist in diesem Kontext aus verschiedenen Gründen dumm. Erstens erinnert es an ein trotziges «Ja, aber Michi hat auch mit Wasser gespritzt». Und zweitens hat Michi nicht gespritzt.

Bürger gegen Menschenfeinde

Es geht nicht um zwei extremistische Seiten. Keine linken Chaoten gegen rechte Schreihälse. Es ist eine organisierte, gewaltbereite, antidemokratische Nazi-Brut, die sich hoffentlich einer viel grösseren Anzahl von Bürgern gegenüberstellt, die ihr demokratisches Recht wahrnehmen, sich den Menschenfeinden in den Weg zu stellen. Die Polizei tut es ja nicht mehr. Sie hindert Filmteams am Dokumentieren der braunen Schreihälse. Die Polizei ist besser darin, Hausbesetzer niederzuknüppeln, als Faschos daran zu hindern, Jagd auf Migranten zu machen.

Ich bin ein Antifaschist. Obwohl es für den Faschismus verschiedene Interpretationen gibt, kann man sich auf etwas einigen: Er ist scheisse. Faschismus ist diese Ideologie, die vor noch nicht mal einem Jahrhundert die Welt abgefackelt hat. Sie hat Dutzende Millionen Tote gefordert; in unseren Nachbarländern wurden über sechs Millionen Juden systematisch und bestialisch umgebracht und wir haben zugeguckt. Faschismus ist brandgefährlich und im Keim zu ersticken.

Da gibt es keine Überempfindlichkeit, kein Übertreiben. Zuallerletzt seitens der



Knackeboul ist Rapper, Beatboxer und Publizist.

Juden. Wer den Holocaust verehrt oder leugnet, den Hitlergruss macht oder auch nur andeutet, den Führer vermisst und Flaggen, Symbole und Parolen vor sich herträgt, die an die Nazi-Zeit erinnern, ist ein Troglodyt. In Gruppen ist er gefährlich. In der Regierung tödlich.

Viele Menschen haben nach dem Motto «Wählet den Anfänger» immer mehr Brandstifter in die Parlamente gewählt.

«Wehret den Anfängen», heisst es ja so schön. Nur, dass das eben nicht mehr die Anfänge sind. Viele Menschen scheinen den Satz falsch zu verstehen und haben nach dem Motto «Wählet den Anfänger» immer mehr Brandstifter in die Parlamente gewählt.

All die Zeitungen, die jetzt von zwei Seiten sprechen. Von Links gegen Rechts. Oder die jedes Vergehen eines Menschen mit Migrationshintergrund tagelang in Grossbuchstaben in den Vordergrund stellen. Alle Parteien, deren Basis aus braunen Wutbürgern besteht. Aber auch alle, die jetzt relativieren und beschwichtigen. Ihr alle macht euch zu Komplizen dieser Gruppen.

Das rechtsradikale Gedankengut kommt heute als hippe «Identitäre Bewegung» daher. Als Alternative zum Mainstream. Es sitzt in Parlamenten, in den Köpfen von Millionen Europäern und manifestiert sich in Form dieser hitlergrüssenden Zombies auf den Strassen und in den Kommentarspalten.

Das ist nicht der Anfang. Wenn der Faschismus 2.0 ein Feuer wäre, hätte man vor zehn Jahren vielleicht noch etwas gegen

den Funkensprung machen können. Inzwischen lodern mittelgrosse Feuer allerorten. Wir können sie nur noch zusammen löschen, wenn sie nicht zum Flächenbrand werden sollen.

Der Knackpunkt ist die «Querfront». Denn zu den organisierten Neonazis, zu den Pnoslern, denjenigen, die die SVP auch nach dem Hundertsten menschenverachtenden Vorstoss noch wählen, zu den Rassisten in den Parlamenten, in führenden Positionen in der Wirtschaft, in Kirchen, bei Polizei und Militär kommen die sogenannten «Alternativen»: Angestachelt von Verschwörungstheorien und Sehnsucht nach der guten alten Zeit, wählen sie lieber Trump als «Killary», lieber die AfD als die Merkel, besuchen lieber den Ganser-Vortrag, als sich den komplexen Herausforderungen der modernen Gesellschaft zu stellen.

Die Toleranz gegenüber rassistischem und paranoidem Wutbürger-Gedankengut ist erschreckend gross und in Verbindung mit modernen Medien omnipräsent und erdrückend. Auch wenn dieselben Menschen, die diese Zeilen für übertrieben und pauschalisierend halten, dann wieder entsetzt sind über das Ausmass rassistischer und menschenverachtender Zusammenrottungen hier, in Deutschland und weltweit.

Bringt sie zur Raison!

Wir müssen die Rassisten stoppen. Wir müssen rechtsextremes Gedankengut erkennen und dürfen es nicht tolerieren. Nazis muss entgegengetreten werden. Aus der Zivilgesellschaft heraus, aber auch gesetzlich und politisch. Und wer mir jetzt mit Voltaires Meinungsfreiheit kommt («Ich lehne ab, was Sie sagen, aber ich werde bis auf den Tod Ihr Recht verteidigen, es zu sagen.»), dem sei Karl Poppers Toleranz-Paradoxon an den Kopf gepoppt («Uneingeschränkte Toleranz führt mit Notwendigkeit zum Verschwinden der Toleranz.»). Ich bin Antifaschist. Ich hoffe, ihr auch.

Man muss nicht mit Nazis diskutieren. Wenn es in einer Klasse einen Bully gibt, der andere tyrannisiert, fragt man ihn nicht, was er denn haben müsste, damit er aufhört. Man bringt ihn zur Raison, hält ihn davon ab, weiterzuwüten. Wir müssen aufhören, Bullys zu Klassensprechern zu machen. ×

”

Warum ist der Nationalfeiertag nicht am 12. September? Gedanken zum Gedenken an die Geburt der modernen Schweiz.

Begegnung mit der «Stunde null»

von Georg Kreis

Der 12. September steht wieder einmal bevor. Was es mit diesem Datum auf sich hat, muss manchen erklärt werden. Am 12. September wurde vor 170 Jahren, also 1848, die Bundesverfassung in Kraft gesetzt, die noch heute das Fundament der modernen Schweiz bildet.

Bereits seit einigen Jahren wird die Frage aufgeworfen, ob dies nicht der angemessenere Nationalfeiertag wäre als der 1. August. Dann und wann finden am 12. September Alternativen statt – keineswegs in der unrealistischen Hoffnung, den 1. August verdrängen zu können, sondern in der Absicht, komplementär neben «1291» eben auch «1848» eine würdigende Aufmerksamkeit zukommen zu lassen.

Neonationaler Stolz auf 1848

Jetzt erscheint ein solches Gedenken wegen der halbrunden 170 Jahre besonders erforderlich zu sein. Vor zehn Jahren wurde die Inkraftsetzung der Bundesverfassung weit weniger zu einer dezimalen Aktualität gemacht. Anders und einleuchtend vor 20 Jahren. Der Tradition entsprechend, hatte man 1998 ein grosses 150-Jahre-Jubiläum begangen. Warum erlebt «1848» jetzt wieder grössere Aufmerksamkeit?

Es kommen zwei Tendenzen zusammen: Einerseits sind fortschrittliche Kräfte weiterhin bestrebt, eine Würdigung der modernen Schweiz dem Kult um die archaischen Anfänge im 13. Jahrhundert vorzuziehen. Europaorientierte Schweizer haben sich in den vergangenen Jahren immer wieder auf «1848» berufen, während sich das Gegenlager auf den sogenannten Bundesbrief von 1291 und die Ablehnung «fremder Richter» beruft.

Neuerdings neigen nun auch konservative Kräfte dazu, mit neonationalem Stolz das Verfassungswerk von 1848 als für Europa vorbildliches Meisterwerk und sogar als «Geniestreich» zu würdigen. Dabei wird das Statische, Bestandhabende, Überdauernde gewürdigt und nicht das Dynamische hervorgehoben, nicht die Entwicklungsmöglichkeiten und nicht die gelungenen Innovationen.

Der 12. September 1848 war und ist gewiss ein wichtiger Tag – aber nur bedingt eine «Stunde null». Das Wort von der «Neuerfindung der Schweiz» ist eine auf Sensation erpichte Fehlbezeichnung des Vorgangs. Eigentlich gibt es Nullstunden in der Geschichte ohnehin nicht, auch nicht in der vergangenheitslastigen Schweiz. Im konkreten Fall ist ab 1830 auf der unteren Ebene, in den liberalen Kantonen, derart viel Vorarbeit geleistet worden, dass eine Beschränkung auf «1848» viel zu kurz greift.

Wie viel bereits vorgespurt worden war, zeigt etwa der bekannte Zuruf des Luzerner Liberalen Kasimir Pfyffer vom Jahr 1831, in dem er die lieben Miteidgenossen daran erinnerte, «dass die jetzige schwache Vereinigung der Kantone keine gemeinsame Schöpfung, keine National-Unternehmung möglich macht, dass die Industrie in den engsten Spielraum eingeschlossen, der Handel überall gehemmt, und in den geistigen Kräften der grösste und edelste Reiz, das Bewusstsein für eine Nation zu arbeiten, fehlt».

1832 legte der italienische Jurist und Genfer Neubürger Pellegrino Rossi einen kompletten Verfassungsentwurf vor. Wer heute ein nationales Schulterklopfen auf das Zustandekommen einer Bundesverfassung betreibt, müsste gleichzeitig den hohen Anteil würdigen, den Migranten aus den Nachbarländern daran hatten.

Die Radikalen unter den Gründungsvätern wie der Berner Ulrich Ochsenbein verstanden die Schweiz nicht als einsamen Sonderfall, sie verschickten Solidaritätsadressen an liberale Brüder im Ausland und verstanden sich als Teil eines grossen Völkerfrühlings.

Die Entstehung der modernen Schweiz nimmt in der gängigen nationalen Meistererzählung einen erstaunlich bescheidenen Platz ein. Auch die historische Forschung hat bisher wenig Interesse an dieser doch wichtigen Phase der Landesgeschichte gezeigt. Der Publizist Rolf Holenstein hat im Hinblick auf den gegebenen Gedenktermin eine breit angelegte Studie veröffentlicht. Den Entscheid zugunsten des für die Schweiz neuen, als amerikanisches Modell aber bereits bekannten Zweikammersystems, hat er mit neuen Quellen minutiös und in verdienstvoller Weise rekonstruiert.

Die Erschaffung des «Schweizervolks»

Die Erarbeitung einer Verfassung erfolgte nicht in einem Verfassungsrat, sondern hinter verschlossener Tür in einer kleinen Kommission. Im Protokoll sah man, um personalisierte Dispute zu vermeiden, von Namensnennungen ab. Man fand sich in einer Kompromisslösung zwischen zwei Extrempositionen, die auf der einen Seite – wie gehabt – bloss eine Kantonskammer und auf der anderen Seite bloss eine Nationalkammer wollten. Die erste, stärker favorisierte Lösung hätte den konservativen Kleinkantonen zu viel Gewicht gegeben, die zweite, schwächer vertretene einen Einheitsstaat gebracht. Ein ins Gewicht fallendes Argument gegen eine zweite Kammer lautete, dass diese den Staat zu teuer käme.

Die wirtschaftlichen Kräfte drängten auf die Schaffung eines einheitlichen Marktes mit gemeinsamer Währung.

Wie die Legislative gebaut werden sollte, war vielleicht aber die umstrittenste Frage. Andere wichtige Neuerungen waren: die Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsraums, also die Abschaffung der vielen Binnenzölle und die Errichtung eines gemeinsamen Aussenzolls; das Bundesmonopol in den Aussenbeziehungen (also die Verunmöglichung von kantonalen Sonderbünden mit dem Ausland); die Bundesaufsicht über alle Kantonsverfassungen und die Revidierbarkeit der Verfassung, sofern das Parlament oder 50 000 Bürger dies forderten.

Welche Beweggründe führten zur neuen Ordnung von 1848? Der Bundesvertrag von 1815 erschien überholt. Wenn die Eidgenossenschaft in der Staatenwelt eine sich behauptende Grösse bleiben wollte,

Online



tageswoche.ch/
author/
georg-kreis

musste sie sich eine bundesstaatliche Struktur geben. Die wirtschaftlichen Kräfte der modernen Schweiz drängten auf die Schaffung eines einheitlichen Marktes mit gemeinsamer Währung, gleichen Massen und einem gesamtschweizerischen Postwesen sowie mit Personenfreizügigkeit (bzw. Niederlassungsfreiheit). Eine Losung lautete: Nicht 22 einzelne Werkstätten, sondern eine einzige gemeinsame Werkstatt.

Zuerst machte die Elite einen Staat, dann entstand ein kräftiges Volksbewusstsein.

Ein wichtiger Verfassungsartikel schuf die Möglichkeit, «eidgenössische Werke» an die Hand zu nehmen. Das konnten Gewässerkorrekturen sein, um den chronischen Überschwemmungen entgegenzuwirken. Er erlaubte, was für den modernen Staat ausserordentlich wichtig war, auch den Betrieb eines gesamtschweizerischen Telegrafennetzes.

Die Bundesstaatsgründung lässt sich aber nicht auf die materiellen Bedürfnisse reduzieren. Es gab auch die von Kasimir

Pfyffer 1830/31 zum Ausdruck gebrachte, politische Motivation, ein «Schweizervolk» zu schaffen. Die ersten Passagen der neuen Verfassung sprachen denn auch von der Absicht, aus den Völkerschaften der 22 souveränen Kantone eine schweizerische Nation zu machen.

Das verlief wie meistens in solchen Fällen: Zuerst machte die Elite einen Staat, dann entstand ein kräftiges Volksbewusstsein. Die Begeisterung der Bürger hielt sich in engen Grenzen. Das neue Werk wurde von 6½ Kantonen abgelehnt und zwei Kantonszustimmungen kamen nur mit Manipulationen zustande. Nach heutigen EU-Regeln hätte die Vorlage als abgelehnt eingestuft werden müssen.

Eine wichtige Durchlaufstation

In der Bundesverfassung von 1848 wurden die Grundstrukturen gelegt und die Zuständigkeiten geregelt. Wichtiges wurde aber nur nach und nach realisiert: Bern wurde im November 1848 zur Bundesstadt bestimmt, das Einheitsgeld wurde 1850 nach dreitägiger «Münzschlacht» eingeführt. Eine gemeinsame Ausbildungsstätte (die ETH) entstand nach längerem Hin und Her erst 1855, die Bundesarmee 1874, die Bundesbahn erst mit der Abstimmung von 1898. Zivil- und Strafrecht wurden erst im 20. Jahrhundert vereinheitlicht u.s.w.

Mit anderen Worten: Der 12. September 1848 hatte eine lange Vorgeschichte und eine lange Nachgeschichte, er war aber eine wichtige Durchlaufstation im Prozess des Aufbaus des Nationalstaats – des «nation building» –, wie er auch in anderen Ländern betrieben wurde.

Warum ist, wenn er doch derart wichtig war, der 12. September nicht zum Nationalfeiertag erhoben worden? Dazu lassen sich drei Überlegungen anbringen:

1. In seiner eigenen Zeit konnte dieser Tag nicht schon ein historischer Bezugspunkt sein; der 1. August 1291 wurde erst 1899 in der sehr bürgerlich gewordenen Zeit zum Nationalfeiertag gemacht.
2. Selbst die Modernisierer von 1848 wünschten sich als Gegenstück zu ihrer Zukunftsorientierung eine möglichst tiefe Vergangenheit (die Helvetier, dann Wilhelm Tell und Winkelried).
3. Die liberalen Sieger des Bürgerkriegs von 1847 lieferten den besiegten Konservativen mit der Kultivierung alteidgenössischer Bezüge ein Integrationszuckerchen. ×

Rolf Hostenstein: «Stunde Null. Die Neuerfindung der Schweiz 1848. Die Privatprotokolle und Geheimberichte». Echtzeit Verlag, 2018, 1080 Seiten.

Errichtet auf dem Fundament von 1848. Eine Postkarte des Bundeshauses mit Poststempel von 1913.



Ein Journalist nannte Tamara Funicello die «meist gehasste Frau der Schweiz». Mit der TagesWoche redet die Präsidentin der Juso über Feminismus, Engagement und Hass im Netz.

«Ich lasse mich nicht zum Schweigen bringen»

von Renato Beck
und Andrea Fopp

Vor der Hetze im Netz war die Gewalt. Mitte August verprügelten Männergruppen in Genf und Zürich Frauen. Daraufhin sagte Tamara Funicello, Präsidentin der Juso Schweiz, in einer Rede etwas, das das Land mehr in Aufruhr versetzte als die Schlägereien selbst: «Gewalt gegen Frauen ist wie eine Pyramide. Sie beginnt beim sexistischen Witz und der Belästigung und endet mit Vergewaltigung und Ehrenmord.»

Und dann kam der Stein des Anstosses: In diesem Zusammenhang könne man auch den Hit «079» der Berner Musiker Lo & Leduc als sexistisch bezeichnen. Der Liedtext handelt von einem Mann, der eine Frau immer wieder nach ihrer Nummer fragt, obwohl sie Nein sagt.

Es folgte eine Welle der Empörung. Funicello bekam Gewalt- und Morddrohungen, steht seither im Kontakt mit der Polizei. Von ihr selbst hörte man in den Medien nichts mehr, jetzt traf die TagesWoche sie zu einem Gespräch in Bern.

Bevor sich Tamara Funicello an den Tisch des Café Einstein auf der Münsterplattform setzt, will die 28-Jährige etwas klarstellen: «Damit das jetzt nicht in die falsche Richtung läuft, möchte ich sagen: Ich bin kein Opfer.»

Wie meinen Sie das?

Mich dünkt, dass die Leute den Hass, den ich nun abbekomme, etwa so wie einen Horrorfilm konsumieren. Sie erschrecken sich, aber der Schrecken übt eine gewisse Faszination auf sie aus. Aber das ist nicht zum Konsumieren da. Was mir widerfahren ist, hat keinen Unterhaltungswert.

Werden Sie in die Opferrolle gedrängt?

Ich glaube, das passiert. Es gibt Leute, die mich lieber als Opfer sehen als in der Rolle der kämpferischen, lauten, sich nicht immer korrekt ausdrückenden jungen Frau. Meine Gedanken zu dieser Geschichte sind noch nicht ganz ausgereift, aber mir ist aufgefallen, dass viele Leute mit dieser Rolle von mir als Opfer viel besser leben können als mit der Rolle der selbstbewussten Präsidentin einer Partei. Das beschäftigt mich.

«Sexismus ist wie ein Eisberg. Wir sehen die Spitze, wenn es um Gewalt geht, aber alles andere sehen wir nicht.»

Auf Facebook schrieben Sie, adressiert an Trolle und Bedroher, dass Sie nicht daran denken, «die Fresse zu halten». Das war eine Kampfansage.

Ja, absolut. Ich lasse mich nicht zum Schweigen bringen. Jolanda Spiess-Hegglin sagt ja oft, von ihr erwartete man in ihrer Situation (sie wurde nach Vergewaltigungsvorwürfen nach der Zuger Landammannfeier an die Öffentlichkeit gezerrt, die Red.), dass sie sich wie ein Opfer verhalte. Dass sie still und leise sei, sich zurückziehe, nicht mehr über den erlebten Missbrauch rede. Aber sie macht einfach weiter, das beeindruckt mich.

Wie soll man denn auf Gewalt reagieren, sodass man sie ernst nimmt, ohne Opfer zu Opfern zu machen?

Ich habe keine Antwort darauf, wir Feministinnen müssen darüber nachdenken. Ich bin ja nicht die einzige Frau, die so etwas erlebt. Es gibt viele Politikerinnen,

die regelmässig mit der Polizei Kontakt haben. Und die reden einfach nicht darüber, weil sie nicht in diese Position geraten wollen. Ich habe mich entschieden, zu reden und das anzuprangern. Aber es macht einen zu einem gewissen Mass auch schwach. Und das finde ich eine hölenschwierige Ausgangslage.

Haben Sie deshalb bislang geschwiegen zu den Ereignissen der vergangenen Wochen?

Ich habe mir gut ausgesucht, mit wem ich dieses Interview hier mache. Ich rede nur mit denen, die mich nicht viktimisieren. Und man muss sagen, dass ich jetzt zwar mit Interview-Wünschen überhäuft werde, aber während des Shitstorms fast nicht angefragt worden bin.

Wie bitte?

Ja, nachdem ich diese Aussage zum Lied «079» von Lo & Leduc gemacht habe, gab ich «Telebärn» ein Interview, aber das Gespräch wurde meiner Meinung nach stark zusammengeschnitten, denn es ist ein komplexes Thema. Was dann passierte, war krass. Die Sache nahm eine unglaubliche Eigendynamik an, aber mich fragte niemand mehr.

Die Einladung von Roger Schawinski haben Sie ausgeschlagen.

Er hat kein Interesse, über das Thema Gewalt gegen Frauen zu reden. Ich will über Lösungen reden. Wir wissen jetzt alle, dass es Shitstorms gibt, dies ist schon mein vierter oder fünfter. Die Leute sind jetzt erst darauf aufmerksam geworden, weil er so massiv ist. Aber der erste Shitstorm traf mich viel mehr. Damals hatte ich keine Strukturen, ich wusste nicht, was passiert. Ich war völlig unerfahren.

War das der mit den verbrannten BH?

Nein, es gab einen vorher. Als wir uns hinter Lisa Bosia Mirra stellten, die drei junge Flüchtlinge über die Grenze brachte.



Tamara Funiello, geboren 1990 in Bern, ist in Italien und in der Schweiz aufgewachsen. Sie studiert Geschichte und Sozialwissenschaften und ist Präsidentin der Juso Schweiz, Grossrätin des Kantons und Stadträtin der Stadt Bern.

«Es gibt Leute, die mich lieber als Opfer sehen als in der Rolle der kämpferischen jungen Frau.»

FOTO: FRANZISKA ROTHENBÜHLER

Das räbelte gewaltig, auch im Tessin und in Italien. In Bern gab es gleichzeitig eine rechtsextreme Demonstration, aber viele Politiker hielten sich zurück. So war die Juso am Schluss mit dem schwarzen Block auf der Strasse und fand, dass Rassisten hier nichts zu suchen haben. Damals erhielt ich zum ersten Mal Gewaltdrohungen und musste einen Umgang damit finden. Irgendwann stand Jolanda Spiess-Hegglin mit ihrem Verein Netz courage auf meiner Matte und sagte: «Ich weiss, was bei dir abgeht und ich kann dir helfen.»

Und das konnte sie?

Ja.

Wie reagiert man auf einen Shitstorm?

Ich schirme mich ab, aber jede Person geht anders damit um. Ich muss einfach nicht alles lesen und sehen.

Sie können den Shitstorm von sich fernhalten?

Ja, ich gebe alle meine Social-Media-Kanäle ab, weil Social Media auch einfach kein Abbild der Realität sind.

Haben Sie nach der Aussage über «079» so heftige Reaktionen erwartet?

Nein, gar nicht. Es war ein halber Satz in einer Rede über Gewalt an Frauen. Ausserdem hatte ich ja noch einen Politologen an meiner Seite, der mir recht gab.

Zuerst hat er gegrinst.

Ja, aber nachher sagte er fairerweise, er habe sich das länger überlegt und finde die Kritik berechtigt. In meiner Rede, wo die Aussage zu «079» fiel, wollte ich aufzeigen, dass Sexismus wie ein Eisberg ist. Wir sehen die Spitze davon, wenn es um Gewalt geht, aber alles andere sehen wir nicht.

Und ich sage einfach: Dieses Lied, in dem ein Mann einer Frau nachstellt und ihr Nein nicht akzeptiert, ist genau gleich wie zigtausend Bücher, zigtausend Filme, die wir konsumieren. Es ist ein winziger Bestandteil dieses Eisbergs. Nicht mehr und nicht weniger. Das ist meine Aussage. Ich fand: Denkt mal darüber nach, die Sicht der Frau kommt im Lied überhaupt nicht vor. Und die Künstler geben mir im Übrigen recht.

Die beiden Musiker Lo & Leduc fühlten sich falsch verstanden, fanden aber die Diskussion über ihren Songtext zulässig.

Als ich das Interview bei «Telebärn» gab, schrieb ich Lo & Leduc ein SMS und sagte, das kommt jetzt, das sollt ihr wissen, aber es geht nicht um euch. Sie hatten kein

Problem damit. Dann ging die Geschichte höllenhoch und sie gaben ein Statement ab. Seither stehen wir in Kontakt. Sie haben sich nie rausgenommen aus der Debatte, das finde ich sehr angenehm, das muss ich wirklich sagen.

Die Künstler verurteilten die Hassreaktionen und riefen zur Mässigung auf. Warum konnte nichts die Welle stoppen, die über Sie hereinbrach?

Man will in diesem Land nicht über Gewalt an Frauen diskutieren... Nein, falsch: Über Gewalt an Frauen diskutiert man, aber über Männergewalt diskutiert man nicht. Man will nicht darüber reden, man externalisiert das Problem, schiebt es auf Migranten.

Es gab einen SRF-«Club» über Gewalt an Frauen, «Telezüri», «Telebasel», der «Tagi», die WOZ, «Watson», NZZ, «Blick», die TagesWoche: Sie alle berichteten über Gewalt an Frauen.

Aber nicht über Männergewalt. Wir haben nach dem Vorfall in Genf (Männer verprügelten fünf Frauen, die Red.) in fünf Städten Demonstrationen organisiert. Es kamen 500 oder 600 Leute. Das sind nicht viele, gemessen an dem, was passiert ist und was Frauen täglich an Gewalt erleben.

Wo sehen Sie die Ursache der weit verbreiteten Gewalt gegen Frauen?

In der strukturellen Abwertung von Frauen. Es führt zu Gewalt, wenn man Frauen als minderwertig wahrnimmt. Weil Männer das Gefühl haben, sie hätten Macht über andere Menschen, im Speziellen über Frauen, und Probleme mit selbstbewussten Frauen haben, die Nein sagen. Das ist in Genf passiert, da hat eine Frau gesagt «nein, ich will das nicht», und wird verprügelt. Das passiert immer wieder. Ich bin überzeugt davon, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen systematischer Abwertung von Frauen und Gewalt.

Gemäss Kriminalstatistik sind die meisten Opfer von Gewalt und Tötungsdelikten Männer.

Ja, von Männergewalt sind auch Männer betroffen. Lösen wir das Problem der Männergewalt, profitieren auch Männer.

Warum generalisieren Sie?

Was ich spannend finde: Wenn man bei Männern generalisiert, drehen alle am Rad. Bei Ausländern ist es genau umgekehrt. Da gerät man in die Kritik, wenn man nicht verallgemeinert. Zum Glück ist der Grossteil der Männer grundanständig. Genau wie der Grossteil der Menschen mit andersfarbigen Pässen. Mein Kampf ist ja nicht Männli gegen Frauen. Es ist der Kampf zwischen denen, die bereit sind, diskriminierende Strukturen abzuschaffen, und denen, die daran festhalten, zum Beispiel FDP-Nationalrat Walter Müller (SG), der die grosse Zustimmung von Frauen zur Fair-Food-Initiative mit dem angeblichen Wesen der Frau erklärte.

Er sagte, Frauen seien halt emotionaler und hätten ein Herz für Tiere.

Ich habe gedacht: Dass du so etwas sagen und deinen Posten in der Öffentlichkeit behalten darfst, ist eine Frechheit.



«Frauen sind sich ihrer Macht oft gar nicht bewusst.»

FOTO: FRANZISKA ROTHENBÜHLER

Man hat das Gefühl, Frauen seien gleichgestellt und hätten gleich viel zu sagen in unserer Gesellschaft. Das stimmt einfach nicht. Jede Frau, die mal in einer Sitzung mit Männern gesessen hat, weiss, dass das nicht stimmt. Sie weiss, wenn sie etwas sagt, wird das nicht gleich ernst genommen, ihre Kompetenzen werden infrage gestellt, sie muss sich alles erkämpfen.

«Wenn wir alle Ausländer ausweisen, haben wir immer noch Männer, die Frauen schlagen in der Schweiz. Die SVP ist da inkonsequent.»

Kriminalstatistiken zeigen, dass die meisten Täter und Opfer häuslicher Gewalt Migranten sind. Wie können Sie sagen, dass wir hier kein Ausländerproblem haben?

Ja, gemäss Statistik haben knapp über 50 Prozent der Täter einen ausländischen Pass. Aber was machen wir denn mit den restlichen fast 50 Prozent der Täter? Geben wir uns ein High Five und sagen, die Mehrheit ist nicht Schweizer? Wenn wir alle Ausländer ausweisen, haben wir

immer noch Männer, die Frauen schlagen in der Schweiz. Die SVP ist da inkonsequent. Sie sind die Softies, weil sie nur 50 Prozent anschauen.

Sie sind härter als die SVP?

Ich stelle mich hinter jede Frau, egal in welchem Land. Und ich stelle mich gegen jeden Täter, egal, welchen Pass er hat, egal, welche Beweggründe er hat, egal, wie viel Alkohol er konsumiert hat. Wenn ihr ein Alkoholproblem habt, dann lasst euch helfen – aber schlagt nicht eure Frau. Punkt. Ich akzeptiere all diese Entschuldigungen nicht mehr, und zwar international. Rebecca Solnit spricht in ihrem Buch «Wenn Männer mir die Welt erklären» von einer Gewaltepидemie gegen Frauen.

Gwaltepидemie?

Männliche Gewalt ist für Frauen zwischen 15 und 44 die Haupttodesursache weltweit. Und wir sagen: Es ist ein Ausländerproblem? Und in Spanien sagen sie: Es ist ein Ausländerproblem? Und in Indien sagen sie: Es ist ein Ausländerproblem? Nein, es ist ein Männerproblem.

Und jetzt kommt Tamara Funicello und sagt, die Wurzel des Problems liege in unserem Alltag, unserer Kultur, unserer Musik. Es fällt schwer, das anzuerkennen.

Ja, weil es nicht nur beschissen ist, Privilegien zu verlieren. Es ist bereits beschissen, anzuerkennen, dass man Privilegien hat.

Das Privileg, Frauen hundertmal nach ihrer Nummer zu fragen, wie im Lied «079»?

Zum Beispiel. Frauen wie Männer werden über Filme, Bücher, Lieder dazu erzogen, dass wenn eine Frau Nein sagt, sie das nicht als Nein meint. Eigentlich will sie, dass man nochmals fragt. Eigentlich will sie, dass man sie zu einem Drink einlädt. Eigentlich will sie, dass du antanzt, Blumen schickst, ihr folgst. Mir erzählten so viele Frauen, die gestalkt wurden, wie schlimm diese Erfahrung ist: Du sagst Nein und es wird nicht akzeptiert. Diese Männer verschwinden einfach nicht. Und was macht die Polizei? Im besten Fall sagt die Polizei, er darf sich nicht näher als auf 100 Meter nähern. Mein Handy hat eine grössere Reichweite.

Wie konnte sich an diesem Gedanken eine solche Empörung entzünden?

Feminismus ist so schwierig, weil er runterbricht bis zum einzelnen Individuum. Du musst dich selber auch hinterfragen, nicht nur die Gesellschaft als Ganzes. Du musst dir überlegen: Was ist mir alles von dieser Gesellschaft eingepflanzt worden? Und wie verhältst du dich anders gegenüber Frauen und Männern, nur weil sie ein anderes Geschlecht haben? Das ist ein schwieriger Schritt. Ohne Kontext ist die Aussage ««079 ist sexistisch» auch einfach ein bisschen komisch. Das klingt ein bisschen wie: Jedes Hochhaus ist sexistisch, weil es als Phallussymbol interpretiert werden kann.

Das ist der Titel unseres Interviews:

Tamara Funicello – «das Hochhaus ist ein sexistisches Phallussymbol».

Puuh, Eskalation. Im Ernst: Ich glaube, viele Leute dachten nach meiner Aussage über sich selber: Ich könnte auch sein, mich könnte auch betreffen.

Und dann wüds unbequem.

Ja. Feminismus ist nicht pink und flauschig. Feminismus eckt an, Feminismus heisst, sich jeden Tag mit sich selber auseinanderzusetzen. Es wäre nice, zu sagen, Feminismus heisst zu fordern, wir hätten gerne 50 Prozent weibliche CEOs.

Sind Hass und Hetze der Preis,

den Sie für Ihre konfrontative Art des Politisierens bezahlen müssen?

Es kommt nicht drauf an, in welchem Stil ich Sachen anspreche. Es kommt auf die Themen an. Wenn ich zu Feminismus und Rassismus etwas sage, kannst du sicher sein, dass wie auf Knopfdruck etwas passiert. Wenn ich etwas zur Umwelt sage, interessiert das niemanden.

Also kommts aufs Thema an.

Und aufs Geschlecht. Es werden auch Frauen angefeindet, die viel ruhiger sind als ich. Sorry, Simonetta Sommaruga – sie ist die meistgehasste Frau im Land, wenn man die Drohmails zählt. Und es gibt wohl nicht zwei Politikerinnen, die so unterschiedlich politisieren wie sie und ich. Es gibt Leute, die schreiben mir in den Mails «PS Hässlich bist du auch noch.» Diese Leute sind komplett überfordert: Ich bin Migrantin, ich sehe nicht so aus, wie sie

wollen, ich fluche gern und heftig, ich schweige nicht, ich spreche Sachen an. Viele Leute schreiben mir: «Geh dorthin, wo du hingehörst.»

Wo gehören Sie denn hin?

Das können sie mir nicht sagen.

Einfach weg von hier.

Ja, genau. Geh weg, sei ruhig, mach keine Politik mehr. Was wollt ihr mir sagen? Soll ich an einen geografischen Ort, soll ich in die Küche?

Haben Sie die Karikatur in den «Schaffhauser Nachrichten» über Sie gesehen?

Ich habe sie vor allem gehört. Mein Telefon hat ständig geläutet, weil die Zeitung in der Karikatur meine Natelnummer veröffentlicht hat.

Wie oft hat es geläutet?

Die ersten paar Tage ist es völlig ausgeartet. Ich höre meine Combox nicht ab, ich weiss nicht, was da alles drauf ist. Ich hörte die erste Nachricht, von einer Gruppe von Leuten, die reinriefen: «Äh, Tamara, fick diiiiiii.» Und dann dachte ich: okay, fertig Combox. Das ist nicht schlimm.

«Feminismus ist eine Brücke. Wenn du sie betrittst, fällt alles hinter dir zusammen und du kannst nicht mehr runter.»

Die Karikatur vermittelte die Aussage, niemand wolle Sie anrufen, weil Sie unattraktiv seien. Verletzt Sie das?

Nein, ich beziehe meinen Selbstwert nicht von anderen Leuten. Ich muss mit mir selber zufrieden sein. Was ich schlimm finde, ist, dass meine Telefonnummer drauf war. Da wird mir Zeit entzogen, in der ich Besseres zu tun hätte.

Auch SVP-Nationalrat Thomas Matter zieht gerne über Ihr Äusseres her.

Den beschäftige ich höllenfest. Er hat jetzt das dritte oder vierte Video über mich gemacht. Wobei ihm jeweils nicht mehr einfällt als: Du bist fett. Das ist das Niveau eines Sechsjährigen.

Wie sind Sie eigentlich im Feminismus gelandet?

Als mein Vater den Job verlor, weil die Fabrik schloss, bin ich Gewerkschafterin geworden und habe mich aktiv beteiligt. Später bin ich in den Studirat gegangen und hatte dort eine Diskussion mit einer Frau. Es ging darum, ob es Fussgänger- oder Fussgängerinnenstreifen heissen soll und ich sagte: «Sorry, wir haben echt grössere Probleme auf dieser Erde.» Und da sagte sie dann: «Mädchen, wir müssen reden.» Danach lasen wir viele Bücher zum Thema und seither bin ich überzeugte Feministin. Und ich werde je länger, je radikaler. Eine gute Kollegin sagte mir,

Feminismus sei eine Brücke. Wenn du sie betrittst, fällt alles hinter dir zusammen und du kannst nicht mehr runter.

Klingt belastend.

Ja, es wird immer beschissener, du siehst immer mehr Bereiche und Strukturen, in denen Frauen weniger zu sagen haben. Und du denkst: Das Leben war so gut, als du dachtest, wir hätten alle die gleichen Chancen. Ich frage mich, ob das heutige revolutionäre Subjekt wirklich Arbeiterinnen und Arbeiter sind. Und nicht Frauen aus einer care-ökonomischen Überlegung heraus.

Der Umsturz kommt von der Krankenschwester?

Stellt euch vor, die hört auf zu arbeiten.

Und die Kinderbetreuerin und die Sozialpädagogin.

Und stellt euch vor, Frauen hören auf, Kinder zu gebären.

Studien zeigen, dass der Kinderwunsch bei Frauen ausgeprägter ist als bei Männern.

Wir müssten uns überlegen, woher dieser Wunsch kommt. Ich denke nicht, dass er mit dem biologischen Geschlecht zu tun hat, eher mit der gesellschaftlich konstruierten Rolle. «Doing Gender», würde Judith Butler sagen. Aber zurück zum Nicht-Gebären: Wir hätten die Macht. Das heisst nicht, dass wir das Bewusstsein für die Macht haben.

Ist der gemeinsame Nenner Ihrer Politik die Sehnsucht nach dem Umsturz? Ist Ihr Ziel, den Mächtigen die Macht wegzunehmen?

Ist das denn ein schlechtes Ziel, Macht wegnehmen? Vor allem, wenn sie darauf beruht, dass du Schwein hattest, mit einem Schweizer Pass geboren zu sein, weiss zu sein, ein Mann zu sein, hetero ...

Sie sind doch mittlerweile selber in einer Machtposition angelangt.

Ich bin keine Anarchistin, ich bin nicht der Meinung, dass man Macht auflösen kann. Aber es ist wichtig, dass Macht demokratisch gegeben und genommen werden kann. Und das ist nicht der Fall. Heute hast du Macht aufgrund deines Kontostandes, deines Geschlechts. Das ist nicht richtig. Chancengleichheit ist ein urliberaler Gedanke. Derzeit vertritt ich Positionen des Liberalismus – ein bisschen traurig für eine bekennende Sozialistin.

Befürchten Sie manchmal, dass Ihr Beispiel abschreckt? Dass sich Frauen gewisse Kämpfe nicht mehr zutrauen aus Angst vor heftigen Reaktionen?

Ich kämpfe dafür, dass irgendwann eine Frau meinen Job machen kann, die das nicht alles aushalten muss. Wir lernen aus jedem Shitstorm, analysieren ihn penibel, mit wissenschaftlichen Arbeiten. Wir bauen Strukturen auf, wir binden die SP ein. Wir haben es geschafft, ein Frauenjahr zu lancieren in der SP, das ist eine riesige Sache.

Sehen Sie sich in einer Märtyrerrolle?

Nein, überhaupt nicht. Vor allem, da ich weiss, wie viel Schoggi und Liebe ich brauche nach so einem Shitstorm ×

Ernährung

Der genossenschaftlich organisierte Birsmatthof produziert seit 1981 Bio-Gemüse. Er nimmt damit viele Forderungen der Fair-Food-Initiative vorweg.

Nachhaltig, lokal, gewinnorientiert



Saisonal und regional: Rund
3000 Gemüsekörbe werden jede
Woche ausgeliefert.

von Catherine Weyer (Text) und
Hans-Jörg Walter (Fotos)

Dienstagabend in Basel, der Moment der Wahrheit: Was landet in den nächsten Tagen auf dem Teller? Der Gemüsekorb verrät es. Dieses Mal: Mais, Zucchini, Tomaten, Rübli, Bohnen und Salat. Alles bio, acht Kilometer entfernt im Baselbiet gewachsen.

Direktvertrieb wie Marktverkauf und Gemüseabos machen nur zwei bis drei Prozent des Gemüseabsatzes in der Schweiz aus, doch die Tendenz ist steigend. Mehr und mehr Menschen möchten Lebensmittel essen, die keine langen Fahrwege hinter sich haben und nach hohen Qualitätsstandards angebaut wurden.

Gutes Gewissen statt Wahlfreiheit

Ein paar Stunden früher an diesem Dienstag schieben Mitarbeiter kistenweise Gemüse über den Platz des Birsmatthofs zur Verpackungshalle, ein Traktor bringt frisch geschnittenen Salat vom Feld. Zwei Genossenschafter helfen, die Körbe zu füllen, die heute in die Stadt geliefert werden. «Wir versuchen, alles so frisch wie möglich abzupacken», erklärt Alexander Tanner. Er leitet seit 1995 gemeinsam mit seiner Frau Nicole Tanner den Betrieb des Birsmatthofs, welcher der Genossenschaft Agrico gehört.

Wer einen Gemüsekorb abonniert, bezieht 46 Wochen im Jahr frisches Gemüse.

Die Körbe bieten zwischen 1,5 und 10 Kilogramm an Ware – «aber es kommt eigentlich immer mehr in den Korb», sagt Tanner. Auf den Tisch kommt, was Saison hat. Statt Peperoni aus Holland landet im Dezember heimischer Zuckerhut, Chicorée oder Rosenkohl im Topf. Nicht nur die Gelüste entscheiden darüber, was gegessen wird. Dafür überwiegt das gute Gewissen.

Um die Kundschaft bei Laune zu halten, braucht es immer wieder Neues und Überraschendes. Über 50 Gemüsesorten baut die Genossenschaft an, neben klassischen Karotten und Kartoffeln gibt es hier auch dunkelviolette Tomaten und rote Auberginen. Seit zwei Jahren landen im Winter Schwarzwurzeln im Korb und der Betrieb hat ein Feld mit Süsskartoffeln.

Dafür braucht es jede Menge Platz: Ein Hof nach Bio-Richtlinien verlangt Fruchtfolgen. Auf jedem Feld wird darum jedes Jahr die Gemüsesorte gewechselt. «Wo wir heute Bohnen pflücken, wird in den nächsten sieben Jahren anderes angepflanzt», erklärt Tanner. So kann sich der Boden optimal entwickeln und Schädlinge verbreiten sich nicht so schnell.

In der Region ist Platz Mangelware. Deshalb bewirtschaftet Agrico neben dem Birsmatthof in Therwil seit fünf Jahren auch 70 Hektaren auf dem Markhof im deutschen Herten. «Schon vor über 30 Jahren gab es die Idee, das Gemüse im Elsass anzubauen», sagt Tanner. Und auch die Nachfrage steigt: Rund 3000 Körbe liefert die Agrico jede Woche aus, dazu kommen fünf Marktstände und der Verkauf ab Hof.

Mitarbeiter Merih schwingt sich vom Fahrrad und stellt es neben dem Bohnenfeld ab. Die Wege sind kurz, für ein schnelles Hin und Her ist das Velo perfekt. «So müssen wir nicht ständig mit dem Traktor herumfahren», sagt Tanner. Merih und seine Kollegen kauern auf dem Boden und nehmen die reifen Bohnen ab. Hier klappt das gut, es hat kaum Unkraut, das die Ernte erschwert. Auf dem Feld nebenan sieht es anders aus. Hier wuchern die Störenfriede höher als das Gemüse.

Feuer und Netze statt Pestizide

Auch das ist eine der Schwierigkeiten eines Bio-Betriebes. Unkraut wird nicht einfach mit einem Pestizid vernichtet. «Wenn wir ein Feld neu bestellen, säen wir die Bohnensamen und warten dann ein paar Tage. Wenn alles gut läuft, spriesst das Unkraut aus dem Boden, während die Bohnen noch unter der Erde sind. Dann können wir das Unkraut striegeln oder abbrennen und die Bohnen können ungestört wachsen», erklärt Tanner.

Das klappt aber nicht immer: Wenn es zur falschen Zeit regnet, verpassen die Bauern den richtigen Moment und sie können das Unkraut nicht regulieren. «Dann müssen wir eben unter erschwerten Bedingungen ernten.»

Eine andere Methode wenden die Gemüsebauern auf dem Blumenkohlfeld an. Hier werden die grünen Triebe mit einem feinmaschigen Netz abgedeckt, das die Schädlinge abhält. Das Netz hat aber auch Nachteile: «Im Herbst müssen wir aufpassen, dass der Tau verdunsten kann, sonst verschimmelt die Ernte», sagt Tanner. Und billig ist es auch nicht. Solche Netze



sind grosse Investitionen, die erst nach Jahren amortisiert sind.

Im Moment läuft es aber gut: 2039 Stück Gurken, 450 Kilo Karotten, 500 Kilo Tomaten, 29 Kilo Basilikum kommen heute unter anderem in die Abo-Körbe. In der Woche macht das rund 13 Tonnen Gemüse plus zwei Tonnen Salat. Die Mitarbeitenden haben Erfahrung, sie wissen, wie viel Gemüse sie in die Körbe packen können, damit es gerecht verteilt ist. Die Zucchini werden direkt reingelegt, Tomaten und Basilikum erst abgewogen.

Die vergangenen zwei Jahre waren für den Gemüsebau ideal, die Pflanzen spriesen derzeit nur so aus dem Boden. Das hat aber auch Schattenseiten. Bauern, die an Grossverteiler liefern, müssen in Spitzenzeiten Gemüse wegwerfen, weil die Nachfrage zu klein ist. Hier ist der Birsmattehof im Vorteil: Die Mitarbeiter packen einfach mehr Gemüse in die Körbe.

Es geht auch ums Geschäft

Nicht die ganze Ernte schafft es zu den Abonnenten. Was zwar nicht schlecht ist, aber nicht mehr gut genug für die Kundschaft, landet bei den Tieren. Der Birsmattehof hält seit 35 Jahren Rinder. Am Anfang produzierte die Genossenschaft eigenen Quark, musste aber bald feststellen, dass der Aufwand zu gross war. Jetzt betreibt sie Muttertierhaltung, nutzt in erster Linie den Mist für den Gemüsebau und verkauft zwischendurch das Fleisch der Tiere.

«Es tut mir bei jedem Kalb weh, wenn es gehen muss», sagt Tanner ernst. «Aber ich esse trotzdem Fleisch.» Ein veganer Gemüseanbau sei zwar möglich, aber schwierig. Die Genossenschaft konzentriert sich darauf, in einem geschlossenen Kreislauf zu produzieren. Mit Tieren. Mit allen Konsequenzen.

«Eigentlich möchte ich, dass jeder, der Eier isst, einmal ein Huhn selbst schlachtet», sagt Tanner mit einem Funkeln in den Augen. Eine Provokation, aber für ihn wäre es nur konsequent. «Nach eineinhalb Jahren kommen die Hühner in die Mauser und produzieren nicht mehr genügend Eier. Dann müssen wir den gesamten Bestand austauschen.» Die alten Hennen werden als Suppenhühner verkauft.

Auch wenn der ökonomische Druck gross ist, kann es sich die Genossenschaft leisten, Entscheidungen aus Überzeugung zu treffen. Neben den Hühnern zieht die Agrico gleich viele männliche Küken auf und verkauft sie als Mistkratzerli. «Mit den Mistkratzerli und den Suppenhühnern machen wir keinen Gewinn, aber wir können zumindest die Kosten decken. Und die Tiere dürfen noch aufwachsen, sie werden nicht einfach nach dem Schlüpfen geschreddert.»

Trotz der Land-Hof-Wiesen-Romantik, der man bei einem Besuch auf dem Birsmattehof leicht verfallen kann: Hier geht es auch ums Geschäft. Daraus macht Tanner keinen Hehl. «Früher sagten wir: Die Genossenschaft muss keinen Gewinn



Alexander Tanner ist seit 23 Jahren Co-Betriebsleiter des Birsmattehofs.

erwirtschaften. Das würde ich heute auf keinen Fall mehr unterstützen.» Denn es brauche nun einmal Geld. Um Personal zu entlohnen, neue Geräte zu kaufen und finanzielle Sicherheiten zu haben.

Im Moment boomt das Geschäft, jedes Jahr steigt die Abo-Zahl um knapp zehn Prozent. Doch so lief es nicht immer: «In den 1990er-Jahren erlebten wir eine Krise. Wir hatten für zwei Millionen Franken diesen Hof in Therwil gekauft und die Leute waren plötzlich nicht mehr sonderlich an Bio interessiert.» Er ist froh, hat der Wind seither wieder gedreht.

Trotz Landromantik und glücklicher Tiere: Am Ende überlebt nur, wer ökonomisch erfolgreich ist.

Tanner ist überzeugt, dass der Birsmattehof so gut läuft, weil die Genossenschaft eine Nische besetzen konnte. Die Region Nordwestschweiz sei finanziell gut aufgestellt und die Leute seien bereit, für qualitativ hochstehende Produkte einen entsprechenden Preis zu zahlen.

Auch die Politik gibt der Strategie des Birsmattehofs recht. Ende September stimmt die Schweiz mit der Initiative für Ernährungssouveränität und der Fair-

Food-Initiative über Geschäfte ab, die regionale und saisonal produzierte Lebensmittel fördern möchten.

Trotz des Erfolgs des Birsmattehofs blickt Tanner etwas skeptisch auf die Abstimmungen. Eigentlich will er sich zur Politik nicht äussern, sagt dann aber doch: «Auch wenn ich persönlich den Anliegen grösstenteils positiv gegenüberstehe, stellt sich die Frage, ob man den Lebensmittelmarkt so stark abschotten will und auch kann, dass die erwünschten Effekte eintreten.»

Am Ende bestimme vor allem die Kundschaft am Ladentisch. Je strenger die Auflagen seien, desto weniger Handlungsspielraum habe der Produzent – darunter können auch erwünschte Effekte leiden, weil eine Verordnung nicht die ganze Vielfalt der Landwirtschaft abdecke. «Es besteht eine gewisse Gefahr, dass die Produzenten ein Wunschdenken ausbaden, das die Kunden am Verkaufsregal nicht honorieren», sagt Tanner.

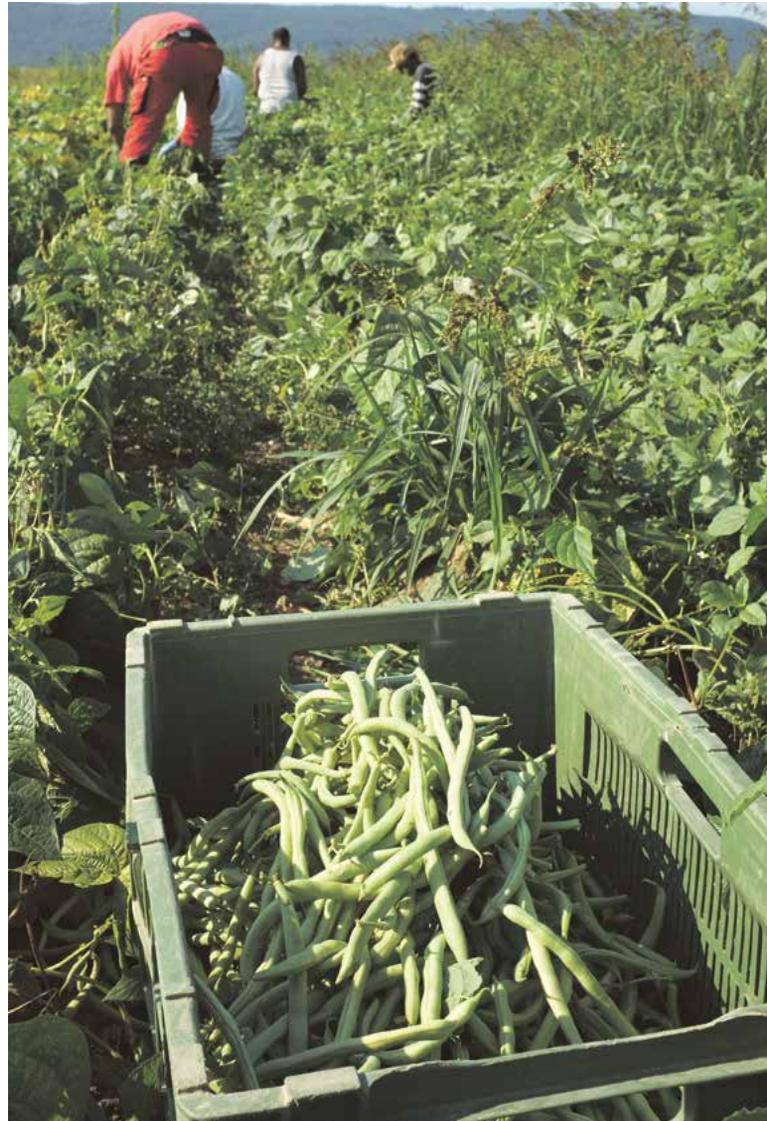
Solche Diskussionen hat Tanner am eigenen Leib erfahren: Vor 15 Jahren war es das Gewächshaus, bei dem die Wogen hochgingen. «Es gab klare Fronten, einige fragten sich, warum wir ein Gewächshaus bauen wollen, das wir im Winter frostfrei halten», erinnert er sich. Doch die Bedenken konnten ausgeräumt werden.

Denn trotz Landromantik, trotz der Buntbrachen, des Naturbiotops und der glücklichen Tiere: Am Ende überlebt nur, wer ökonomisch erfolgreich ist. ×

Die Fair-Food-Initiative will ökologisch, fair und tiergerecht produzierte Lebensmittel fördern. Sowohl Schweizer als auch importierte Produkte sollen diesen Vorgaben entsprechen. Ein Interview mit Maya Graf, Co-Präsidentin des Initiativkomitees, findet sich in Ausgabe 33/2018 der TagesWoche. Am 23. September wird über die Vorlage abgestimmt.



Balance zwischen Ökonomie, Ökologie und Ethik. Die Tomaten kommen aus dem Gewächshaus, der Hahn darf den Hennen Gesellschaft leisten.



Kinoprogramm

Basel und Region 7. bis 13. September

BASEL B-MOVIE

Grellingerstr. 41 b-movie.ch

KEINE VORSTELLUNGEN

CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- HOTEL TRANSILVANIEN 3 - EIN MONSTER URLAUB** [6/4 J] 15.00^D
- LIEBE BRINGT ALLES INS ROLLEN - TOUT LE MONDE DEBOUT** [10/8 J] 15.00/18.00^{Fid}
- BAD SPIES** [14/12 J] 18.00^{E/diff}
- MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN** [8/6 J] 21.00^{E/diff}
- THE EQUALIZER 2** [16/14 J] 21.00^{E/diff}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- AMOUREUX DE MA FEMME** [8/6 J] 12.00/18.30^{Fid}
- GASPARD VA AU MARIAGE** [10/8 J] 20.50-FR-DI: 12.00 FR/MO-MI: 14.10^{Fid}
- WO BIST DU, JOAO GILBERTO?** [6/4 J] FR/SA/MO-MI: 12.10-SO: 10.45^{Ov/d}
- THE MAN WHO KILLED DON QUIXOTE** [12/10 J] FR/SA/MO-MI: 12.15^{E/diff}
- JE VAIS MIEUX** [8/6 J] 12.20^{Fid}
- POPE FRANCIS - A MAN OF HIS WORD** [6/4 J] 13.40^{Ov/d}
- THE CHILDREN ACT - KINDESWOHL** [8/6 J] 16.10/20.40-FR/SO-MI: 14.00 FR/MO-MI: 18.20^{E/diff}
- THE GUERNSEY LITERARY AND POTATO PEEL PIE SOCIETY** [10/8 J] 14.00/18.30^{E/diff}
- DIE GRÜNE LÜGE** [10/8 J] 14.45/18.40^D
- BLACKKLANSMAN** [12/10 J] 15.30/20.30-FR/MO-MI: 18.10^{E/diff}
- NORMANDIE NUE** [10/8 J] 16.15/20.20^{Fid/diff}
- FIGLIA MIA** [16/14 J] 16.30^{E/diff}
- JUSQU'À LA GARDE** [12/10 J] 16.40/21.00^{Fid}
- MOMO** [6/4 J] SA/SO: 14.00^D
- AU POSTE!** [16/14 J] SO: 11.00^{Fid}
- DON'T WORRY, HE WON'T GET FAR ON FOOT** [16/14 J] SO: 12.40^{E/diff}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- MCQUEEN** [8/6 J] 14.15-MO-MI: 18.30^{E/diff}
- STEAMBOAT BILL, JR.** [6/4 J] 14.30^{E/d}
- TOUT LE MONDE DEBOUT** [10/8 J] 16.10/20.45-SO: 12.15^{Fid}
- SWIMMING WITH MEN** [6/4 J] 16.30/21.00^{E/d}
- 303** [12/10 J] 18.20^D
- DAS LABYRINTH DER WÖRTER** FR: 18.30^{Ov}

- SNIJEG** SA: 18.30^{Ov}
- WHAT WILL PEOPLE SAY** [14/12 J] SO: 12.30^{Nov/diff}
- VOR DER MORGENRÖTE** [8/6 J] SO: 18.30^{Ov}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- DIE RÜCKKEHR DES VERLORENEN SOHNES - AWDAT AL IBN AL DAL** FR: 21.00^{Arab/diff}
- REVENIR - TO RETURN** SO: 18.00^{Ov/d}

PATHÉ KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- CRAZY RICH** [8/6 J] FR/SO/DI: 13.00/20.45 SA/MO/MI: 18.15^D
- DAS SCHÖNSTE MÄDCHEN DER WELT** [12/10 J] 15.30/18.00/20.15 FR/MO/DI: 13.00-SA/SO: 11.00^D SA: 20.15 CINÉ DELUXE
- LIEBE BRINGT ALLES INS ROLLEN - TOUT LE MONDE DEBOUT** [10/8 J] 15.20/17.40/20.00 FR/MO/DI: 13.00-FR/SA: 22.20^D
- ASPHALTGORILLAS** [16/14 J] 13.15-FR/SA: 23.00^D
- THE NUN** [16/14 J] 16.00/18.15-FR/MO/DI: 13.45 FR/SA: 23.30-SA/MO/MI: 21.00^D FR/SO/DI: 21.00^{E/diff}
- CATCH ME!** [12/10 J] FR/MO/DI: 14.00-FR/SA: 23.30 SA/SO: 11.00-SA/MO/MI: 20.45^D
- MISSION: IMPOSSIBLE - FALLOUT - 3D** [12/10 J] FR/DI: 14.00-FR/SO/DI: 20.15 SA/SO: 10.45-MI: 17.00^{E/diff} SA/MO: 17.00-SA/MO/MI: 20.15 SO: 14.00^D
- ALPHA - 3D** [6/4 J] FR/SO/DI: 14.15/18.45 SA: 11.50-SA/MO/MI: 16.30^D
- ALPHA** [6/4 J] FR/SO/DI: 16.30 SA/MO/MI: 14.15-SO: 11.50^D SA/MO/MI: 18.45^{Ov/d}
- MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN** [8/6 J] 15.30-FR/DI: 18.00 SA/MO/MI: 20.30^D FR/SO/DI: 20.30 SA/MO/MI: 18.00^{E/diff}
- BAD SPIES** [14/12 J] 15.45-FR/SA: 23.15 SA/MO/MI: 20.45^D FR/SO/DI: 20.45-SA: 10.30^{E/diff}
- THE CHILDREN ACT - KINDESWOHL** [8/6 J] FR/SO/DI: 16.15 SA/MO/MI: 18.30^D FR/SO/DI: 18.30 SA/MO/MI: 16.15^{E/diff}
- BLACKKLANSMAN** [12/10 J] FR/DI: 17.00 FR/SA/MO/MI: 20.30-MI: 14.00^{E/diff} SA/MO: 14.00 SO: 17.00-SO/DI: 20.30^D
- MEG - 3D** [12/10 J] FR/SO/DI: 18.15-FR/SA: 22.30 SA/MO/MI: 13.00^D
- HOTEL ARTEMIS** [16/14 J] FR/SA: 23.15^D
- THE EQUALIZER 2** [16/14 J] FR/SA: 23.20^D
- KÄPT'N SHARKY** [0/0 J] SA/SO: 10.00/11.45 SA/SO/MI: 13.30^D
- HOTEL TRANSILVANIEN 3 -**

- EIN MONSTER URLAUB** [6/4 J] SA/SO: 11.15-SA/SO/MI: 13.45^D
- HOTEL TRANSILVANIEN 3 - EIN MONSTER ... - 3D** [6/4 J] SA/SO: 13.20-MI: 13.00^D
- CHRISTOPHER ROBIN** [6/4 J] SA/SO: 11.30-SA/SO/MI: 13.50^D
- ALLES STEHT KOPF** [6/4 J] SO: 10.30^D
- GOGOL. TERRIBLE REVENGE (GOGOL STRASHNAYA MEST)** [16/14 J] SO: 18.00^{Russ/d}

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- ALPHA** 14.00^D [6/4 J]
- DAS SCHÖNSTE MÄDCHEN DER WELT** [12/10 J] 14.30/17.30/20.30^D
- MISSION: IMPOSSIBLE - FALLOUT** [12/10 J] 16.30-FR-DI: 20.00^{E/diff}
- KITAG CINEMAS Men's Night: THE PREDATOR - 3D** [16/14 J] MI: 20.00^{E/diff}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- DAS GESICHT** [16 J] FR: 18.30^{Schwed/d}
- PERSONA** [16 J] FR: 21.00^{Schwed/d}
- SCHANDE** [16 J] SA: 15.15^{Schwed/d}
- KHOOK - THE PIG** [16/14 J] SA: 17.30^{Fars/diff}
- ABEND DER GAUKLER** [16 J] SA: 20.00^{Schwed/d}
- I WALKED WITH A ZOMBIE** [12 J] SA: 22.15^{E/d}
- WILDE ERDBEEREN** [16 J] SO: 13.15^{Schwed/d}
- TRESPASSING BERGMAN** SO: 15.15^{Ov/d}
- WIE IN EINEM SPIEGEL (1960)** [12 J]

- SO: 17.30^{Schwed/d}
- JAUJA** [14 J] SO: 20.00^{Sp/FF/Dän/e}
- LA NIÑA SANTA** MO: 18.30^{Sp/e}
- SZENEN EINER EHE, EPISODEN 4-6** [16 J] MO: 20.30^{Schwed/d}
- LA MUJER SIN CABEZA** MI: 18.00^{Sp/e}
- NIRGENDWO IN AFRIKA** MI: 20.00^D

FRICK

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- LIEBE BRINGT ALLES INS ROLLEN - TOUT LE MONDE DEBOUT** [10/8 J] FR-SO: 20.15^D
- JIM KNOPF UND LUKAS DER LOKOMOTIVFÜHRER** [0/0 J] SO: 13.00^D
- HOTEL TRANSILVANIEN 3 - EIN MONSTER ... - 3D** [6/4 J] SO/MI: 15.15^D
- DAS SCHÖNSTE MÄDCHEN DER WELT** [12/10 J] SO/MI: 17.30^D
- MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN** [8/6 J] MO: 20.15^D
- BLACKKLANSMAN** [12/10 J] MI: 20.15^D

MONTI

- DI/MI: 18.00-MI: 13.30^D
- MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN** [8/6 J] SA/SO: 17.00^D

SPUTNIK

Bahnhofplatz palazzo.ch

- NORMANDIE NUE** [10/8 J] FR: 18.00-MI: 20.15^{Fid}
- TOUT LE MONDE DEBOUT** [10/8 J] FR-MO: 20.15-DI/MI: 18.00^{Fid}
- BLACKKLANSMAN** [12/10 J] SA/SO: 17.30-DI: 20.15^{E/diff}
- THE CHILDREN ACT** [8/6 J] SO: 15.00-MO: 18.00^{E/diff}

SISSACH

Felsenstr. 3a palacesissach.ch

- LIEBE BRINGT ALLES INS ROLLEN - TOUT LE MONDE DEBOUT** [10/8 J] FR-MO: 18.00-DI/MI: 20.30^D
- DAS SCHÖNSTE MÄDCHEN DER WELT** [12/10 J] FR-MO: 20.30-DI/MI: 18.00^D
- CHRISTOPHER ROBIN** [6/4 J] SA/SO/MI: 16.00^D

PALACE

ANZEIGE



alzheimer

Alzheimervereinigung beider Basel

Mehr auf
alzbb.ch

Demenz. Wissen und Lösungen

Symposium für Angehörige und Interessierte

Sonntag, 23. September 2018
10.30 - 13.30 Uhr, inkl. Apéro
Universität Basel, Petersplatz

freier
Eintritt

Prof. Dr. med. Thomas Leyhe

Wenn das Gegenüber fremd wird

Herausforderndes Verhalten durch psychische Veränderungen

Dr. med. Christoph Held

Wenn die eigenen vier Wände fremd werden

Über den richtigen Zeitpunkt für den Übertritt ins Heim



Das Ferien-Souvenir des Horrors: die «gemeine Bettwanze».

FOTO: IMAGO

Bettwanzen

Sie schadet der Gesundheit und zerstört Existenzen. Unsittengemälde eines Monsters in fünf Akten.

Der Urquell des Bösen

von Daniel Faulhaber

Sie galten lange als ausgerottet, doch seit ein paar Jahren nimmt der Bettwanzenbestand in der Schweiz wieder rasant zu, wie das Gesundheits- und Umweltdepartement der Stadt Zürich gegenüber «20 Minuten» bestätigt.

1. Akt: Der Befall

Billigabsteigen mit hoher Besucherfrequenz sind das bevorzugte Habitat der Bettwanze. Der undemokratische Bastard tritt also nach unten, denn nur das Proletariat, Studenten und andere Habenichtse übernachten freiwillig für 17 Euro die Nacht in einer Pariser Mottenkiste. Wer Pech hat, verschleppt den Urquell des Bösen mit nach Hause.

Eine Absteige in Paris, besagte 17 Euro die Nacht. Vier Nächte Aufenthalt, davon zwei schlaflose, weil die Haut anfang zu jucken, als hätte jemand Glaswolle darunter geschoben. Später eine Hütte im Engadin, Massenschlag, wieder die fussschweisschwangeren 22 Grad Raumtemperatur, in der das Insekt am besten gedeiht.

Die Symptome: sogenannte Stichstrassen, der Highway to Hell. Der Stechrüssel trifft das Blutgefäss unter der Haut nicht immer sofort, also taktet er fortlaufende

Andockspuren ins Fleisch, bis er fündig wird. Das Gift wirkt nur langsam, sorgt aber für langanhaltenden Juckreiz. Die Qual beginnt.

2. Akt: Die Ächtung

Zurück aus den Ferien sitzt man bei Freunden, berichtet vom Louvre, zeigt Fotos, erzählt auch von den Bettwanzen im Hostel. Reisepannen gehören ins Repertoire jedes Urlaubsreisenden – aber nicht diese. Man spricht nicht darüber. Und tut man es doch, breitet sich eisiges Schweigen aus, eine Art Insta-Gram unter Gastgeber. «Du hast die aber nicht etwa...» Die Blicke streifen den Pullover, die Hose, die Socken.

Anderes Beispiel: Eine Freundin erzählt einem Bekannten von einer Übernachtung in den Bergen. In der Berghütte habe es Bettwanzen gehabt, sagt sie leichtsinnig. Sie sei froh gewesen, als sie die Hütte verlassen habe. Ohne Wanzen. Der Freund übernachtet bei ihr. Am nächsten Tag schickt er ihr Bilder einer Stichstrasse. Sie rastet aus.

Der Freund hatte das Bild spasseshalber aus der Google-Bildsuche kopiert und suggeriert, der verstockene Arm sei seiner. Das ist zwar lustig, aber die Freundin hat in der Zwischenzeit in heller Panik das Bett abgezogen, die Matratze akribisch durch-

forstet, in Ritzen nach Spuren des Schädlings gesucht. Sie ist sich nicht sicher – hat sie die Biester womöglich importiert?

Niemand, der je mit Bettwanzen in Berührung kam, ist sich sicher. Sicher ist nur: Es hagelt Kommentare. Man rückt weg, wenn sie kommen, die Bettwanzenbefallenen, man wendet sich ab, hält Abstand, lädt sie nicht zu sich ein. Bettwanzenopfer sind die Aussätzigen des 21. Jahrhunderts.

Dabei hat Bettwanzenbefall nichts mit mangelnder Hygiene zu tun.

3. Akt: Der Psychoterror

Das Jucken reisst nicht ab, Sie finden morgens neue Stiche auf Armen, Beinen, im Gesicht? Sie haben Bettwanzen zu Hause. Sie arbeiten, es juckt. Sie fahren Tram, es juckt. Sie gehen joggen, es juckt. Es juckt und beisst und kratzt 24/7. Sie haben Fantasien, wie Sie sich mit einem feinen Skalpell die Haut vom Körper ziehen, um der Reizung zu entkommen.

Ihr Wortschatz der Beleidigungen und Fluchwörter auf dieses feingliedrige Stück Scheissnatur explodiert. Sie können Phantomjucken und wirkliches Beissen nicht mehr unterscheiden. Es juckt Sie, während Sie diesen Text lesen? Der Placebo-Effekt dieses mentalen Giftpanschers wirkt auch bei Ihnen. Sie googeln Gifte und Pestizide. Sie googeln Flammenwerfer und Dynamit. Sie werden zum Monster.

4. Akt: Die Rache

Sie googeln Kammerjäger und sehen: Die sind teuer. Also bestellen Sie die günstigsten zu einer Vorabklärung. Sie wollen weisse Kittel, fachmännische Blicke. Sie kriegen: dubiose Typen mit Goldketten über der behaarten Brust und gefälschten Luxusuhren. Sie kriegen den Anblick, wie diese Typen in hastig über die Lackschuhe gestülpten Plastiktüten in Ihrer Wohnung umherstiefeln und «hie und da etwas Pestizid» empfehlen.

Sie nehmen das Telefon in die Hand und bestellen die teuersten Experten. Sie sind am Ende. Sie kriegen weisse Kittel. Sie kriegen einen Ofen ins Zimmer gestellt und die Ritzen und Fenster und Türen versiegelt. Sie kriegen die Weisung, Ihre Wohnung für drei Tage nicht zu betreten. Sie blättern 1600 Franken pro Zimmer hin. Aber Ihnen ist jetzt alles egal. Sie wollen, dass es vorbei ist.

5. Akt: Die Rehabilitation

Der Ofen hat Ihr Zimmer bei 65 Grad drei Tage lang ausgekocht. Die Bettwanzen liegen tot auf dem Fensterbrett. Sie sehen sich die Tiere genau an, ihre schuppigen, haarigen, mandelförmigen Körper. Ihre verreckten Schädlingsleiber.

Sie fühlen, wie die Last von Ihnen abfällt. Sie schämen sich ein wenig für Ihre Gewaltfantasien, für Ihr Schandmaul, für Ihren Hass. Beinahe fühlen Sie Mitleid. Beinahe. ×



«Eine grosse und gesetzte Seele» sah Winckelmann bei Laokoon.

FOTO: WIKIMEDIA

Zeitmaschine

Der Kunsttheoretiker Johann Joachim Winckelmann fand ein Ende, das dem antiken Helden alle Ehre gemacht hätte.

Leiden lernen mit Laokoon

von Martin Stohler

Die Götter können manchmal ausgesprochen parteiisch sein. Der trojanische Priester Laokoon musste das am eigenen Leibe erfahren. Ihm wurde zum Verhängnis, dass er die Trojaner vor dem hölzernen Pferd warnte, welches das griechische Heer bei seinem fingierten Abzug am Strand zurückgelassen hatte, und seine Mitbürger daran hindern wollte, es in die Stadt hineinzuholen.

Dies ging Pallas Athene ganz entschieden gegen den Strich. Denn die Göttin wollte den Untergang Trojas, und dazu musste das Pferd mit den griechischen Kriegern im Bauch erst mal durchs Stadttor. Also hetzte sie Laokoon und seinen zwei Söhnen Schlangen auf den Hals, die sie umgehend erwürgten.

Das dramatische Potenzial dieser Episode blieb weder Dichtern noch Bildhauern verborgen. Im Epos «Aeneis» des Römers Vergil (70–19 v. Chr.) werden die Reptilien zu wahren Monstern: Eine

Mischung aus Schlange und Drache, haben sie blutrote Mähnen und «rollen unendliche Rücken in Wölbung». Und wie sie aus dem Wasser an den Strand gleiten, «zwischen sie beid' und umlecken mit regerer Zunge die Mäuler». Dabei sind ihre «entflamten Augen mit Blut durchströmet und Feuer».

Zuerst sterben die beiden Söhne, dann Laokoon. Ein Ende mit Schrecken: «Zweimal mitten umher, zweimal um den Hals die beschuppten / Rücken geschmiegt, stehn hoch sie mit Haupt und Nacken gerichtet. Jener ringt mit den Händen, hinweg die Umknotung drängend / (...) und grauenvolles Geschrei hochauf zu den Sternen erhebt er.»

Grosse griechische Seele

Den Todeskampf Laokoons und seiner beiden Söhne zeigt – allerdings mit etwas anderer Akzentuierung – auch eine antike Marmorplastik, die im Jahr 1506 bei Ausgrabungen in Rom gefunden wurde. Dabei handelt es sich um die Kopie einer verlorenen Bronzegruppe, die ums Jahr

200 vor unserer Zeitrechnung in Pergamon geschaffen worden war.

Die Plastik fand grosse Beachtung und ging unter der Bezeichnung Laokoon-Gruppe in die Kunstgeschichte ein. In Betrachtungen über die griechische Kunst wurde gerne auf sie Bezug genommen. Für den seinerzeit in hohem Ansehen stehenden Archäologen und Kunsttheoretiker Johann Joachim Winckelmann (1717–1768) war die Laokoon-Gruppe ein Beleg für seine These, dass «der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine grosse und gesetzte Seele» zeigt.

Diese Seele «schildert sich in dem Gesicht des Laokoon». Der Schmerz, «welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt», äussere sich dennoch mit keiner Wut im Gesicht und in der ganzen Stellung. Anders als bei Vergil erhebe Laokoon «kein schreckliches Geschrei». Die Öffnung des Mundes gestatte das nicht. Laokoon leide, «sein Elend gehet uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser grosse Mann das Elend ertragen zu können».

Der Tod in Triest

Dass wir gerade jetzt einen heute weitgehend vergessenen deutschen Kunsttheoretiker und aus der Versenkung holen, ist keine Spätfolge des Sommerlochs. Es ist vielmehr dem Umstand geschuldet, dass das Historische Museum Basel anlässlich seines 250. Todestags mit einer Bibliotheksvitrine im Untergeschoss der Barfüsserkirche an den «Vordenker des europäischen Klassizismus» erinnert.

In der Vitrine ist neben einigen Schriften auch ein Porträt Winckelmanns ausgestellt. Es war einst im Besitz des Basler Kupferstechers und Verlegers Christian von Mechel (1737–1817). Von Mechel lernte den «Erfinder der idealen Antike» während eines Italienaufenthalts in Rom kennen und wirkte nach seiner Rückkehr in Basel, wie das Historische Museum schreibt, «als Triebfeder bei der Verbreitung des Klassizismus in seiner Vaterstadt».

Winckelmanns Tod war weniger spektakulär als jener des Laokoon, aber nicht minder tragisch. Während einer Reise vorübergehend in Triest gestrandet, logierte der päpstliche Antikenverwalter im selben Hotel wie sein Mörder Francesco Arcangeli, ein stellenloser Koch. Dieser beschloss, Winckelmann zu töten und auszurauben.

Am 8. Juni 1768 schritt er zur schrecklichen Tat. Zunächst versuchte er Johann Joachim Winckelmann mit einem Strick zu erwürgen. Dann versetzte er seinem Opfer fünf Messerstiche, denen dieses im Laufe des Tages erlag. Da Winckelmann eine bekannte Persönlichkeit war, erregte das Verbrechen in ganz Europa grosses Aufsehen. Arcangeli wurde zum Tode verurteilt und am 20. Juli 1768 durch Rädern hingerichtet. ×

Im Rheinbad Breite ist der Sommer besonders friedlich. Nur Streit um die begehrten Stühle stört zuweilen die Eintracht.

Hier sitzt man bequemer als in der selbst geformten Sandkuhle

von Tino Bruni

Dieser Kampf geht verloren. Und zwar für die Frau mit dem Kind im Bauch. Der entscheidende Schlag gelingt dem Mann in der blauen Badehose mit dieser Punchline: «Ich habe Geburtstag.» Was soll man dem noch entgegenhalten?

Gekämpft wird mit allen verbalen Mitteln, die im Ring der Höflichkeiten gerade noch zugelassen sind. Es geht einmal mehr um einen dieser bunten Designer-Stühle, welche die Sommerterrasse des «Rhybadhüsli» im Breite-Quartier erst zu dem machen, was sie ist: eine Wohlfühl-oase, mindestens so gut wie ein Strand der Cinque Terre.

Ich weiss nicht, wer diese Dinger entworfen hat. Vermutlich ein Gott. Dank der hohen Rückenlehne, die in einem ausgeklügelten Winkel von der Sitzfläche aufragt, mit einer Biegung in den Querverstrebungen, die jede Wirbelsäule zum Schnurren bringt, sitzt man besser als auf jeder Wolke.

Allein wegen diesen Stühlen lohnen sich die sechs Franken Eintritt. Dafür darf man seinen faulen Körper einen Sonntag lang auf der Liegezone lagern, während man seinen Geist in ein Buch aus der hauseigenen Bibliothek steckt, in eine Sonntagszeitung oder besser sonstwohin.

Zwischendurch schlüpft man in seine Flipflops, um sich von der freundlich geführten Kiosk-Bar einen milchschaumgekrönten Latte Freddo zu holen. Flipflops, weil man sonst Gefahr läuft, sich auf den alten Holzdielen einen «Sprisse» zu holen. Latte Freddo, weil er das Wohlbefinden ins Unermessliche steigert, wenn man halb-

liegend dasitzt in einem der himmlischen Designer-Stühle, mit den Füssen auf einem eigens dafür hergestellten Schemel.

Um einen herum gurren die anderen Gäste, meist die gleichen, meist sehr fröhlich. Damit ist es jetzt freilich so gut wie vorbei. Für die Schwangere ebenso wie für den Mann in blauer Badehose, der die fünf letzten Paradiessitze verteidigt, als wäre er Kerberos, der Höllenhund.

Der Sommer macht vor, wie es ginge: cool werden, loslassen – und dem Herbst Platz machen.

«Ich bin extra früh gekommen, um für meine Freunde zu besetzen», erklärt der Geburtstagsmann der Frau mit bissigem Grinsen. Er könne auf keinen Fall einen der leeren Stühle abtreten. Es ist kurz nach zehn Uhr, zugegebenermassen früh für einen Sonntagmorgen.

«Geburtstag», murmelt die Schwangere und gibt sichtlich empört auf. Ihr bleibt nichts anderes, als sich und ihren runden Bauch auf einer alten Holzbank zu platzie-

ren, frei von Lehne und Schnickschnack. Diese Dinger hat vermutlich ein Fakir design. Zum entspannt Liegen und Lesen eignen sie sich nicht die Bohne.

Schwitzen, abkühlen, entspannen

An der Kiosk-Bar sorgt der Vorfall für Gesprächsstoff. Es wird gemunkelt, das Stühlebesetzen habe hier zuweilen ein Ausmass angenommen, wie man es von Urlaubern in All-Inclusive-Hotels kennt: Tücher auslegen und dann ab zum Brunch oder zurück in die Federn. Dieser Unsitte habe man aber einen Riegel geschoben.

Doch heute hat nun mal ein gestandener Mann Geburtstag. Da kann man nichts machen. Wobei, der Sommer macht vor, wie es ginge: cool werden, loslassen – und dem Herbst Platz machen, wenn er darum bittet. Das tut zwar ein bisschen weh im ersten Moment. Aber wenn man bedenkt, dass mit dem Herbst im «Rhybadhüsli» die Saunasaison beginnt, geht die Wehmut verblüffend rasch vorbei.

Viel ändert sich ja ohnehin nicht: schwitzen, abkühlen, hinlegen, entspannen. So geht auch Sauna. Nur dass in der eigens aufgestellten Ruhe-Jurte niemand auf die Idee kommen müsste, Geburtstag zu haben. Ich freu mich drauf. ×

Die Badesaison dauert noch bis 22. September.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Aussichten

Das «Rhybadhüsli» begrüsst den Herbst mit einer Fondue-Woche im Restaurant Rhin Bleu vom 14. bis 22. September. Dann endet auch die Sommersaison. Der Saunabetrieb wird am 20. Oktober aufgenommen.

Anreisen

Das Rheinbad Breite am St. Alban-Rheinweg 195 ist Montag bis Freitag 11–20 Uhr geöffnet, Samstag/Sonntag 10–20 Uhr. www.rheinbad-breite.ch

Kreuzworträtsel

Sultanat: Staat in Südostasien	Kopfkohl	TaWo auf der Suche nach sol- chen Inseln	10	Stadt in Süditalien	kleine Menge (z.B. Salz)	sie quakt gerne	Abzug, Doppel	britisches Bier	wichtige Basler Kirche	er führt von Frank- reich nach England	
					Mayonnaise mit Kräutern usw.				8		
Ausdruck d. Stauens		trivial, glatt		ergibt mit Tonic beliebten Drink		er, in Spanien		Kürzel f. politischen Verbund	Ehren- zeichen Abk.		
					das am Rhein: ein Ort			port.: lesen die Leber ist eines			
baumlose, kahle Gegend	bestimmter franz. Artikel			menschlich: körperloses Etwas				griech. Anisschnaps			
Schmuck- stein	1							gekürzte Rekruten- schule	kurz für unseres Erachtens		
z.B. der vor dem Münster	franz.: Freund			wo sich viele Tiere befinden				Basel: dort am Rhein	Doppel- vokal		
Hier könnte Ihr Inserat stehen.											
Hauptstadt in Nord- afrika	Schmuck- stück	Rappen, Abk.	3					Fähigkeit zur Heiterkeit	6	flacher Schuh mit Riemen	zwei in röm. Ziffern
								Personal- pronomen			
Geldsegen f. diese Basler Institution	spez. Strömung	franz.: mich		nebelartige Luft	festgelegter Zeitpunkt	einer der Titanen	einst Papstkrone	franz.: Knoblauch			
		sie küsst Künstler dort handelt man m. Geld			machen wir eigentlich dauernd			9	skandin. Hauptstadt	gemein	
Amts- tracht (Mz.)				Vernunft	2			Bischofs- kirche			
4				der Onkel aus den USA		Ma...ia = Tropen- krankheit		Kürzel für Anti-Slavery International			
grossartig	Vertiefung in Werkstück			fließt durch München				altes Längenmass	5		
Fälschung, ganz nach Trump	7			chem. Zeichen f. Zink		weibl. Haus- schwein		griech. Göttin der Morgenröte			

Anfragen an werbung@tageswoche.ch

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort, Name und Adresse** (i. - SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort.
Einsendeschluss: 19.09.2018. Lösungswort der letzten Woche:
BIOZENTRUM



ZU GEWINNEN:

Wir verlosen einen Pro Innerstadt
 Gutschein (50 CHF). Gewinnerin:
Mena Schmidlin



Auflösung der Ausgabe Nr. 33

Impressum

TagesWoche
 7. Jahrgang, Nr. 34,
 verbreitete Auflage:
 8251 Exemplare (prov. Wemf-
 beglaubigt),
 Spitalstrasse 18,
 4056 Basel
Herausgeber
 Neue Medien Basel AG
Redaktion
 Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
 täglich online und jeden
 zweiten Freitag gedruckt.

Geschäftsleitung
 Sibylle Schürch
Creative Director
 Hans-Jörg Walter
Redaktion
 Renato Beck und
 Gabriel Brönnimann
 (Co-Leitung Redaktion),
 Ronja Beck, Yen Duong,
 Daniel Faulhaber, Andrea Fopp,
 Olivier Joliat, Stefan Kempf,
 Christoph Kieslich,
 Felix Michel, Matthias Oppliger,
 Jeremias Schulthess,
 Dominique Spirgi,
 Samuel Waldis,
 Catherine Weyer

Produktion
 Reto Aschwanden
 und Tino Bruni
 (Co-Leitung Produktion),
 Dorothee Adrian,
 Mike Niederer,
 Hannes Nüsseler
Layout/Grafik
 Anthony Bertschi,
 Eliane Simon
Bildredaktion
 Nils Fisch
Korrektorat
 Martin Stohler (Leitung),
 Yves Binet, Chiara Paganetti,
 Irene Schubiger,
 Laura Schwab, Jakob Weber

Kommunikation und Marketing
 Sandra Luzia Schafroth
Werbung/Anzeigen
 Monika Höpfl
 061/561 61 22
werbung@tageswoche.ch
todesanzeigen@tageswoche.ch

Abodienst
 Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
 mit einem Jahresbeitrag**
 UnterstützerIn: 140 Fr. pro Jahr
 EnthusiastIn: 180 Fr. pro Jahr
 Unternehmen: 660 Fr. pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/abo

**Sie wollen uns mit einer Spende
 unterstützen? Bitte sehr:**
 IBAN
 CH41 0900 0000 6050 5456 2
Druck
 Mittelland Zeitungsdruck AG,
 Aarau

Designkonzept und Schrift
 Ludovic Balland, Basel
Redesign CI und Cover
 Anthony Bertschi, Nils Fisch
Lithografie
 Andreas Muster



MacherSchaft

Offene Werkstatt & Atelier

HOLZWerkstatt | **VELO**Werkstatt | **TEXTIL**Werkstatt | **METALL**Werkstatt | **GLAS**Werkstatt | **TÖPFER**Werkstatt

Die offene Werkstatt der MacherSchaft bietet dir den Raum, die Werkzeuge und Maschinen, um deine handwerklichen Projekte Realität werden zu lassen.

www.macherschaft.ch

AZA
CH-4056 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche
Neue Medien Basel AG
Spitalstrasse 18, 4056 Basel
Kundendienst: 061 561 61 61
Redaktion: 061 561 61 80
tageswoche.ch



ANZEIGE

TagesWoche

Journalismus für Basel



Schreibtalent.

Ronja Beck, Volontärin

tageswoche.ch